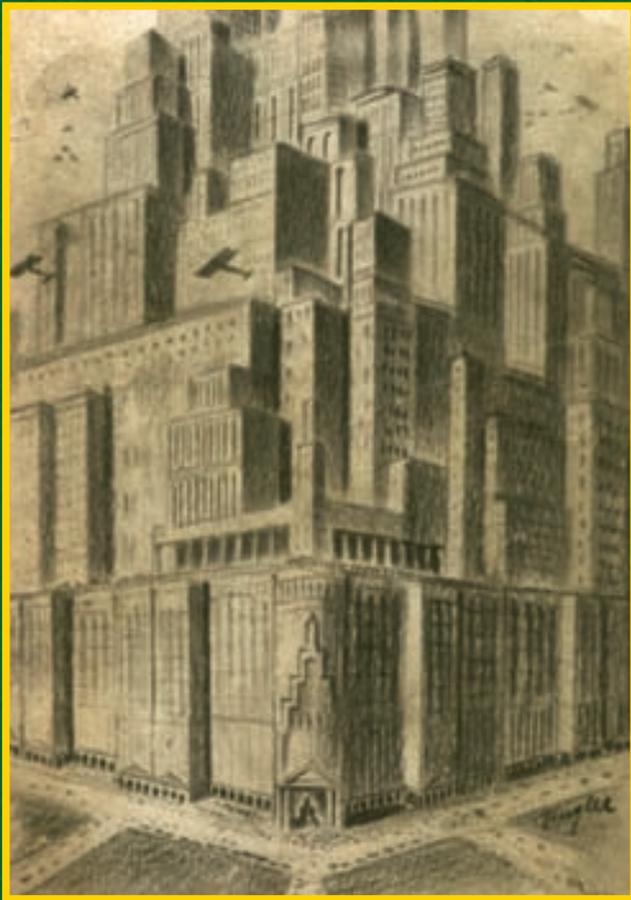


Ri Tokko

DAS AUTOMATEN- ZEITALTER



UTOPISCH-PHANTASTISCHE BIBLIOTHEK

SHAYOL

UTOPISCH-PHANTASTISCHE BIBLIOTHEK

BAND 1

LESEPROBE

Ri Tokko

Das Automatenzeitalter

Ein prognostischer Roman

Herausgegeben von
Ralf Bülow

Ludwig Deuker

SHAYOL

Ri Tokko: Das Automatenzeitalter

Erste vollständige Ausgabe 2004

© 2004 Shayol Verlag, Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Redaktion: Ralf Bülow

Korrektur: Hellfried Niesche

Abbildung Seite 16: Bundesarchiv Berlin

Satz, Umschlaggestaltung & Produktion: Ronald Hoppe

Druck: Schaltungsdienst Lange, Berlin

Printed in Germany

SHAYOL Verlag

Bergmannstraße 25

10961 Berlin

E-Mail: shayol@epilog.de

Internet: www.shayol-verlag.de

ISBN 3-926126-37-X

Wir senden Ihnen gerne unseren Verlagsprospekt.

Inhalt

Einführung	9
Lebenslauf	17
Leitwort: Die Wissenschaft von der Zukunft	19
1 Das Bad	23
2 Das Frühstück	30
3 Ein Spaziergang	42
4 Automatenstadt	47
5 Haus R7 38 44 20	57
6 Im Banne des Erbfluches	73
7 Im Energiestrom der Sonne	87
8 Alles automatisch!	104
9 Die verspeiste Königin	119
10 Mit kosmischer Geschwindigkeit	125
11 Jenseits des Hindukusch	133
12 Allgegenwärtig	143
13 Das Gehirn von Automatenstadt	158
14 Jupiter Pluvius	167
15 Vom Regen in die Traufe	177
16 Über den blauen Wogen der Südsee	186
17 Kobolde im Mondenschein	197
18 Im Reiche der Korallen	202
19 Gäste zur Unzeit	207
20 Spukgestalten der Ignoranz	213
21 Die Gedankenfabrik	221
22 Sunt et cogitant	240
23 Polhotel	253
24 Der Franklin-Film	267
25 Vom Tode vergessen	274
26 Ein Fest an den Grenzen der Arktis	286
27 Das Geheimnis der Bäreninsel	294
28 Von der Liebe zweier Menschen in ferner Zeit	309
29 An alle Menschen!	323
30 Das Fest des Lukullus	329
31 Zentralküche	343
32 Im Reich der Automaten	365
33 Riesen und Zwerge im Lande der Technik	394
34 Das zehntausendjährige Reich	399

35	Zentralmuseum	406
36	Die Fabrik der Erfindungen	421
37	Die Stadt der Technik	439
38	Die Ruhmeshalle	451
39	Die Krone der großen Tat	462
40	Der Korso von Automatenstadt	469
41	Der Kontinent im Westen	476
42	Reise durch die Jahreszeiten	492
43	Magalhaeshotel	502
44	Längs der Kordilleren	510
45	Gewagtes Spiel	521
46	Verloren gegeben!	527
47	Hilflos wie einst	535
48	Ungebeugten Mutes	543
49	Das Wohnhaus der Menschheit	554
50	Ein Feldzug der Arbeit	562
51	Im Gesellschaftsbad	574
52	Der triumphierende Bazillus	584
53	Der Aufstand der Homaten	591
54	Der Kampf mit unsichtbaren Feinden	595
55	Den Zugvögeln gleich	603
56	Im Reiche des Sonnengottes	610
57	Inseln der Wüste	618
58	Der Wein des Pharao	623
59	Wanderer der Luft	629
60	Ein versinkender Archipel	643
61	Eine seltsame Aufforderung	651
62	Die Genetische Station	661
63	Das Eldorado der Jugend	681
64	Don Quichote	697
65	Insula furoris	702
66	Das Haus der Träume	716
67	Plutons Gärten	726
68	Die Verwaltung von Automatenstadt	739
69	Der Herrenabend	745
70	Märchen noch so wunderbar	765
71	Das Fest der Befreiung	780
	Zeittafel	788
	Editorisches Nachwort	790

Einführung

Das Automatenzeitalter von Ri Tokko gehört zu den faszinierendsten Utopien des 20. Jahrhunderts, nicht aus literarischen Gründen, sondern wegen der Fülle der Ideen, der Modernität der Bilder, der Treffsicherheit der Prognosen und der pazifistisch-liberalen Einstellung des Verfassers – eine Rarität in der deutschen Science Fiction der Vorkriegszeit. Die Qualitäten des Romans überstrahlen bedenkliche Eigenschaften wie etwa die Hochschätzung der Eugenik und machen ihn auch 74 Jahre nach der Erstausgabe noch lesenswert. Die Lektüre ermöglicht zudem den Einblick in das Denken und Fühlen eines Mitglieds der technischen Intelligenz am Ende der Weimarer Republik.

Der Autor hieß eigentlich Ludwig Dexheimer und wurde am 6. August 1891 in Nürnberg geboren; von Beruf war er Ingenieur-Chemiker. Seit 1911 lebte er, mit Ausnahme von einem Jahr Tätigkeit in Stettin, in Offenbach am Main, wo er am 7. Oktober 1966 starb, allem Anschein nach unverheiratet. *Das Automatenzeitalter* blieb sein einziges Buch; es erschien im November 1930, vordatiert auf 1931, im Wiener Amalthea-Verlag. Damals war Dexheimer arbeitslos, ein Opfer der Rationalisierung und der Wirtschaftskrise; in der folgenden Zeit verfaßte er gelegentlich Artikel für Zeitungen und Zeitschriften, bis er 1937 in seinen erlernten Beruf zurückkehren konnte. Indizien deuten auf eine Freundin oder Lebensgefährtin namens Alma Trzionka: Sie tippte wahrscheinlich das Typoskript, auf dem unsere Neuausgabe des Romans basiert. Dexheimer war – das belegen Unterlagen aus dem Bundesarchiv – nicht Mitglied der NSDAP, er nahm auch nicht am 1. Weltkrieg teil, da er als Munitionsexperte in der Industrie gebraucht wurde. Nach Ende des 2. Weltkriegs war er laut *Handbuch der deutschen Wissenschaft* von 1949 an Schatzmeister der in Frankfurt ansässigen Südwestdeutschen Gesellschaft für Weltraumforschung.

Das Automatenzeitalter hat einen Untertitel, „Ein prognostischer Roman“, und ein Vorwort, das die methodologische Grundlage des Werkes erklärt. Da wäre zunächst das Prinzip der Extrapolation: Wie man die Wiederkehr eines Kometen aus älteren Sichtungen berechnen kann, so lassen sich im technischen und kulturellen Bereich Gesetzmäßigkeiten aus der Vergangenheit ableiten und in die Zukunft verlängern. Und zweitens glaubt Ludwig Dexheimer an eine seit langem tätige soziale Evolution, die mit der Kraft und Sicherheit eines Naturgesetzes die menschliche Gesellschaft zum Idealzustand führt. Dies Paradies auf Erden, dieser Schluß- und Höhepunkt der Geschichte wird im Roman in 71 Kapiteln lebendig. Wir schreiben das Jahr 2500 und lesen die Abenteuer einer jungen Frau namens Mi und eines jungen Mannes, Lu, die mit ein paar Freunden die hoch-

technisierte Umwelt erkunden. Ihre Heimat ist „Automatenstadt“, ein gigantisches, annähernd rechteckiges Areal zwischen Alpen, Seine und Oder, das in 200 Millionen Villengrundstücke à 1000 Quadratmetern unterteilt ist und die Menschheit beherbergt. Lu – das Kürzel mag durch den Vornamen des Autors inspiriert sein – ist Technik-Fan und Experte für Kosmologie, Mi widmet sich der Neurologie. Von ihren Bekannten gewinnen am ehesten die Feuilletonistin Met und der Wetteringenieur Nub Kontur, die das Geistige und das Gesellschaftliche repräsentieren könnten. Die Story endet 2501, unter dem Schein des Halleyschen Kometen, mit dem Fest der Befreiung, der wichtigsten Feierlichkeit der Automatenära.

Dexheimer verteilt seinen Stoff auf mindestens fünf Ebenen, die ineinander greifen oder beziehungslos übereinanderliegen. Ganz oben läuft die direkte Handlung ab: Mi und Lu treffen sich am Strand von Capri, werden Freunde und machen sechs Reisen über den Erdball. Dabei entdecken sie auf einer Arktis-Insel eine Kühlkammer mit Leiche (und einer zweiten daneben) und entrinnen in Nicaragua mit knapper Not einem Vulkanausbruch. Sie besuchen die Wetterstation, das Zentralmuseum und die Küchen- und Fabrikanlagen von Automatenstadt, eine riesige Baustelle und den unterirdischen botanischen Garten, sie tummeln sich im Gesellschaftsbad, wo sich Mi einen Schnupfen holt, und spenden Eizelle und Sperma zur Zeugung eines Babys. Die beiden erleben, wie Freundin Met, die ebenfalls eine geologische Katastrophe überstehen muß, von einem verrückten Militaristen attackiert wird und erblindet. Nach Mets glücklicher Genesung nehmen dann alle am erwähnten Befreiungsfest teil. Nachzutragen wären Besuche von oder bei Freunden mit ausgedehnten Vorträgen und Diskussionen sowie ein Abstecher Mis, diesmal ohne männliche Begleitung, ins psychedelische Haus der Träume.

Auf die dramatische Ebene folgt die didaktische. Dexheimer hat eine Mission – die Verbreitung einer globalen Zukunftsvision und ihrer historisch-philosophischen Basis – und steht vor dem Problem, dies mit den Mitteln des Romans zu tun. Er löst es mit endlosen Beschreibungen, Vorträgen und Dialogen, die der Handlung aufgepfropft werden und Technik- und Automatisierungsgeschichte, Energiegewinnung und Recycling, Roboter-, Informations- und Nachrichtenwesen, Produktion von Lebens- und Genußmitteln wie von Textilien und Häusern, Hirnforschung, Embryologie, Paläontologie und Anthropologie behandeln. Obwohl er sich aufs Schreiben versteht, sind die Folgen klar: Die Figuren schrumpfen zu Stichwortgebern und Textgeneratoren und blättern im unpassendsten Kontext Themen auf, die dem Autor sinnvoll erscheinen. Zu Dexheimers Ehrenrettung sei gesagt, daß gerade seine technischen Ideen heute die größte Relevanz besitzen, doch der Einfluß auf die literarische Qualität ist katastrophal. Ebenso

negativ wirken sich andere Eigenheiten seines Stils aus – der mörderische Einsatz von Adjektiven und Adverbien, die ängstliche Neigung, Aktionen und Aussagen mehrfach zu begründen, oder das inflationäre „necken“ und „scherzen“, das permanenten Frohsinn suggerieren soll. Unübersehbar sind die detaillierten Ausführungen zu Blumen und Pflanzen in den Reisepassagen, doch könnte dahinter eine genuine Liebe zur Botanik stecken.

Das Buch durchzieht – damit kämen wir zur politischen Ebene – ein radikaler Pazifismus und Individualismus, gekoppelt mit tiefer Abneigung gegen die Politik, weshalb es auch schwer fällt, unsere Utopie eine sozialistische zu nennen. Zwar finden in Automatenstadt Wahlen und Plebiszite statt, und es gibt Senatoren und einen Großen Rat, doch dieser konzentriert sich auf bau- und verkehrstechnische Fragen und das Organisieren von Festen. Immer wieder bricht aus Dexheimer ein leidenschaftlicher Anti-Wilhelminismus hervor, eine umfassende Kritik der guten alten Zeit, die jedoch gegen Ende des Buches relativiert wird. Hier erfahren wir plötzlich, daß die frühen Menschen Kannibalen waren und moralische Tiefstände wie die aus der Zeit von 1914 bis 1918 als Übergangsphänome der Evolution zum Edelmenschen erklärbar sind. Dies kann selbst der wohlgesonnene Leser nur schwer nachvollziehen, und es hilft wenig, wenn Dexheimer eine aufklärerische Zweitbegründung nachschiebt – daß die biblische Aussage, wonach der Mensch Ebenbild Gottes sei, mangels Gott nicht stimmt. Übrigens ist auch sein Pazifismus nicht völlig lupenrein, denn er greift öfters auf militärisches Vokabular zurück, wie Kapitel 50 („Ein Feldzug der Arbeit“) beweist, und bläst zum Kampf gegen Ackerschädlinge und bössartige Bakterien.

Die nächste Ebene könnte man die literarisch-experimentelle nennen. Einige Passagen des Buches weichen erheblich vom gewohnten Duktus ab und führen ein stilistisches Eigenleben. Das wären in Kapitel 28 („Von der Liebe zweier Menschen in ferner Zeit“) der Bericht des Mannes von der Bäreninsel, in Kapitel 52 („Der triumphierende Bazillus“) der Dialog der Krankheitserreger sowie der Alptraum von der Roboterrebellion in Kapitel 53 („Der Aufstand der Homaten“) – er zeigt sich nicht nur die unterdrückte Angst der echten vor den Maschinenmenschen, sondern auch, wie exzellent Dexheimer schreiben kann, wenn er seine didaktische Obsession vergißt. Spaß macht der satirische Touch, der sich durch Kapitel 61 („Eine sonderbare Aufforderung“) zieht, mißglückt ist dagegen die Erzählung von Nonevero und Homo in Kapitel 70 („Märchen noch so wunderbar . . .“), die ein letztes Mal die Errungenschaften der Epoche aufwärmt. Kitschig wirkt – Eijaluh-ahoh! – das Loblied auf die Homatenliebe von Kapitel 66 („Das Haus der Träume“).

Den Schluß bildet eine untergründige Ebene, die nie genau erklärt wird, doch aus verstreuten Passagen, Anzeichen und Stimmungen rekonstruierbar ist. Auf-

fällig oft kommt Dexheimer auf den Tod zu sprechen, am ausführlichsten bei der Bäreninsel-Geschichte, die drei Kapitel beansprucht. Wie angedeutet, geht es um die Entdeckung einer mit Kühlflüssigkeit gefüllten Kammer, in der eine Fraueneiche schwebt; vor der Kammer sitzt ein mumifizierter Toter. Mi und Lu ermitteln, daß der Mann die Anlage nach dem Tod seiner Freundin baute, damit Menschen der Zukunft sie ins Leben zurückholen; er selbst starb später unter unklaren Umständen. Es folgt nun eine Diskussion über Reanimierung, deren pseudo-juristische Unlogik nur Kopfschütteln auslöst. Harmlos, doch nicht weniger signifikant sind die tiefsinnigen Gespräche über Tod und ewiges Leben, die Mi nach einer simplen Erkältung mit ihrem Arzt führt. Das Thema setzt sich auf globalem Niveau fort, wenn beim Versinken einer Insel einhunderttausend Hotelgäste mit heiler Haut – und absoluter Gemütsruhe – davonkommen, und führt uns schließlich ins All. Mehrfach spricht der Roman die Bedrohung der Erde durch einen kollidierenden Himmelskörper an und was dann zur Rettung der Menschheit zu tun bliebe. (Die Antwort ist klar: Raumschiffe bauen.) Erstaunlicherweise wird die einzige echte Fatalität, der Tod des alten Astronomen in Kapitel 25, mit eher leichter Hand berichtet und von Mi und Lu schnell abgehakt.

Die wichtigsten Anregungen für seinen Roman verdankte Dexheimer dem Werk des baltendeutschen Chemikers und Philosophen Wilhelm Ostwald (1853–1932), den schon das Vorwort zitiert. Ostwald formulierte den sogenannten energetischen Imperativ „Vergeude keine Energie, verwerte sie!“, der im Buch vielfältige Früchte trägt, vom Solarkollektor übers Recycling bis zum papierlosen Büro. Auch sein Materialismus und Evolutionismus, seine Pädagogik und Ästhetik wie das Interesse für Wissenschafts- und Technikgeschichte finden wir bei Dexheimer wieder. Dieser bezieht sich außerdem auf den Ostwald nahestehenden Wiener Soziologen Rudolf Goldscheid (1870–1931) und dessen Postulat vom geringsten Leid der geringsten Zahl, eine Umkehrung der utilitaristischen Ethik Jeremy Benthams. Der Pazifismus, die Gleichberechtigung der Frau und das Bekenntnis zur sexuellen Freiheit konnte Dexheimer der progressiven Kultur der zwanziger Jahre entnehmen, handfeste Erotik oder gar Psychoanalyse mochte er allerdings nicht. Ein besonderer Fall ist der biologisch-medizinische Hintergrund, und hier dürfen wir wohl den Einfluß eugenischer und lebensreformerischer Strömungen annehmen.

Mit Sicherheit kannte Dexheimer aktuelle technische Ideen und Erfindungen, soweit in Büchern, Zeitungen und Zeitschriften publiziert oder auf Messen ausgestellt. Das im Automatenzeitalter allgegenwärtige Fernsehen trat mit der Funkausstellung 1928 ins Blickfeld einer breiten Öffentlichkeit, und die extrauterine Schwangerschaft aus Kapitel 62 („Die genetische Station“) deutet auf den englischen Forscher J. B. S. Haldane und seinen Essay *Daedalus, or Science and Future*

von 1925, der auch auf Aldous Huxleys *Brave New World* einwirkte. Die in Kapitel 13 geschilderte Riech- und Schmeckkunst gibt es aber schon 1879 bei Kurd Laßwitz. Unbestreitbar ist, daß Dexheimer viele eigene Konzepte entwickelte, und die wichtigsten sollen in Stichworten aufgereiht werden:

- Auf Solarenergie, Energiesparen und Recycling basierende gesellschaftliche Infrastruktur;
- Europaweite Wetterlenkung durch Kohlendioxid-Freisetzungen und künstliche Winde;
- Interkontinentale Hochgeschwindigkeitsschnellbahnen in luftleer gepumpten Tunnels;
- Zentrale Labore und Werkstätten für zielgerichtete Forschung und Entwicklung und von jedermann ferngesteuerten Experimentieranlagen;
- Globale Informationsgesellschaft mit individuellen Funk- und Fernsehverbindungen und Zugriff auf einen zentralen Speicher mit Filmen, Bildern, mikroverfilmten Büchern sowie den persönlichen „Dateien“;
- Roboter (Homaten) mit einem künstlichem Gehirn aus elektrochemischen Neuronen;
- Erschaffen von Sauriern und anderen urzeitlichen Tieren durch Rückzüchtung und ihre Präsentation in einem unterirdischen „Jurassic Park“;
- Nanotechnik, Sex mit Robotern, Klonen von Menschen, Hormonpräparate zur Schwangerschaftsverhütung – diese Dinge werden allerdings nur angedeutet.

Fürwahr, eine beeindruckende Kreativität. Außerordentlich modern wirken die „grünen“ Technologien, die allerdings durch traditionelle Methoden ergänzt werden, von der Wetterkontrolle bis zum Ausheben von Baugruben durch Bombenabwurf. Es verblüfft die Vision einer Online-Gesellschaft, deren Grundzüge in Kapitel 12 und 35 nachzulesen sind, wobei Dexheimer ein etwas anderes Paradigma als das heutige benutzt: Im Unterschied zum digital vernetzten Internet ist sein Informationssystem sternförmig und analog, mit Funk- und Fernsehtechnik organisiert. Die Menschen des Jahres 2500 sind erstaunlich lese- und schreibfaul; lieber sitzen sie am Bildtelefon oder versammeln sich vor dem Lautsprecher, um langen Vorträgen zu lauschen – Automatenstadt, das globale Dorf. Philosophisch fragwürdig, doch technisch faszinierend sind die Ideen für Homatenhirne, wie in Kapitel 21 und 22 beschrieben. Sie erinnern an kybernetische Ansätze aus den fünfziger und sechziger Jahren sowie an neuronale Netze der heutigen

Zeit, und es wäre interessant zu wissen, woher der Autor seine neurologischen und bewußtseinstheoretischen Kenntnisse bezog. Ironischerweise lag er bei der titelgebenden Hauptidee gleichauf mit dem Berliner Autor Werner Illing, dessen Roman *Utopolis* ebenfalls 1930 erschien und eine fortschrittliche, weitgehend automatisierte Gesellschaft zeichnete.

Das Automatenzeitalter enthält zwei Gedanken, die man entschieden ablehnen muß. Das wären die Rechtfertigung der Blutrache im 48. Kapitel und zweitens eine Art Fitness-Ethik, die das Töten von behinderten Neugeborenen erlaubt und von einem Menschen, der durch ein Verbrechen das Augenlicht verlor, den Selbstmord fordert. Anzumerken ist, daß die Blutrache in der Druckausgabe von 1930 wegfiel, während der Lektor die anderen Stellen akzeptierte. Auch die positive Sicht der Eugenik und die Retorten-Embryos standen in der Erstausgabe, und sie paßten zum biologistischen Zeitgeist. Eine Beeinflussung durch völkische oder nationalsozialistische Theorien dürfen wir getrost ausschließen, und Dexheimer distanzierte sich bereits im zweiten Kapitel vom Rassismus, allerdings nicht von der entsprechenden Terminologie. Ethische Fragen wirft noch eine andere Innovation auf: die direkt nach der Geburt einsetzende Erziehung durch Homaten. Die seelischen Folgen einer solchen – zum Glück imaginierten – Kindheit interessieren Dexheimer nicht, er erwähnt nur die routinemäßige Entjungferung, die Mädchen im Alter von einem Jahr erleiden, und lobt das Verhältnis zwischen Robotern und Jugendlichen. Signifikant ist, daß die Protagonisten außer knappen touristischen Reminiszenen keine Kindheitserinnerung aufweisen. Doch ist es müßig, wegen solcher Einfälle mit einem toten Schriftsteller zu rechten, von dem man überdies nicht weiß, wie er später über sein Werk dachte. Und die Pro-Eugenik-Passagen hielten die Berliner Reichsschrifttumskammer nicht davon ab, 1938 den Roman zu verbieten, nachdem sich eine Provinzbehörde – der Ort sei verschwiegen – über pazifistische „Stellen“ beschwert hatte.

Das Automatenzeitalter hinterläßt eine Reihe offener Fragen. Kommt es zum Aufstand der Homaten? Was wird aus Mis und Lus Kind und dem Militaristen auf der Insel? Überlebt der gescheiterte Pygmalion Haffa den selbstmörderischen Raumflug? Trifft ein Asteroid die Erde und kann die Menschheit vorher ins All fliehen? Und wie löst sich das Rätsel von Dschiluora? Wird man schließlich die Frau auf der Bäreninsel reanimieren und ein Mittel gegen den Tod finden? Hier drängt sich der Verdacht auf, daß Dexheimer beim Schreiben seines Buches eine Fortsetzung erwog. Beweisen läßt sich diese These natürlich nicht, doch vielleicht fühlt sich ein Leser oder eine Leserin angesprochen, einen zweiten Band anzugehen oder eine computeranimierte Fassung zu produzieren.

Nachzutragen bleibt, daß einige Ausdrücke im Kontext des Romans einen anderen Sinn als den heute gebräuchlichen besitzen: Ein „Luftschiff“ ist kein Zep-

pelin, sondern ein Flugauto, ein „Fernseher“ meistens eine Fernsehkamera und „formiert“ heißt soviel wie „programmiert“. Mit „Test“ meint der Autor eher das Resultat eines solchen und mit „Psychologie“ eine Synthese aus Neurophysiologie und Bewußtseinsphilosophie.

Noch eine Anmerkung zum Schriftbild: Diejenigen Passagen aus Dexheimers Typoskript, die in der Ausgabe von 1930 fehlten oder gegen andere Worte oder Sätze ausgetauscht wurden, sind leichter gesetzt als der übrige Text, der im wesentlichen dem Erstdruck entspricht. Weitere Hinweise liefert das editorische Nachwort. Zugunsten der Lesbarkeit fiel die typographische Differenzierung weniger Scharf aus als es vielleicht literaturgeschichtlich Interessierte gewünscht hätten – wir strebten eben keine historisch-kritische, sondern vor allem eine vollständige Ausgabe des Romans an. Im Einzelfall geben wir gerne Auskünfte zu Details der textlichen Überlieferung.

Ralf Bülow, im April 2004

L e b e n s l a u f

Lehrer
Chemie
Lehrer

Am 6. August 1891 wurde ich als Sohn des Kaufmanns Paul Schneider in Nürnberg geboren, besuchte dort das Gymnasium und nach Erlangung der Einjährigen-Vereinfügung die höhere technische Fachschule (jetzt Fachpolytechnikum) in Nürnberg, die ich mit der Gesamtnote 7 absolvierte. - Am 1. August 1911 trat ich in das analytische Laboratorium der Deutschen Fabrik Griesheim-Elektron, Erk. Offenbach ein, in dem mir die Arbeiten für den Bilanzbetrieb übertragen wurden, die ich selbständig auszuführen hatte. Mein Anfangsgehalt war Mk. 1500,- im Monat.

Ich ergänzte meine Fachausbildung nebener mir an den Besuchen von Vorlesungen auf der Frankfurter Akademie (über Analytische Chemie, synthetische Methoden der Organischen Chemie u.a.). - Während des Krieges war ich im gleichen Grade als vereidigter Chemiker für Munitionsuntersuchungen tätig. - In der Folgezeit erweiterte sich mein Arbeitsgebiet ständig und umfasste bald alle Arten von analytischen Arbeiten mit Ausnahme der Kombinationen (Farbstoffkopplungen), für die eine Sonderabteilung bestand.

Im Jahre 1919 veröffentlichte ich in der Zeitschrift für analytische Chemie die von mir entdeckte kontinuierliche Methode zur Stickstoffbestimmung nach Dumas, die auch in die Fachliteratur (Meyer, Analyse und Konstitutionsermittlung org. Substanzen) Aufnahme fand, wozu sonst war ich KFKK erfolgreich bemüht, die mir übertragenen Arbeiten durch neue Geräte und Verfahren zu fördern; so ist u.a. die Verwendung bromsauerer Glasgeräte für exakte Halogenbestimmungen auf meine Anregung hin erfolgt. - Die eine der beiden Abteilungen des im Jahre 1923 fertiggestellten Laboratoriumsneubaus wurde meinen Vorschlägen gemäß eingerichtet und daran Aufnahme neuer analytischer Verfahren ermöglicht. Anschliessend erhielt ich die Leitung dieser Abteilung, die ausser dem Hauptlaboratorium noch die Arbeitsräume für Elementaranalysen, Konzentrierung und Heizwertbestimmung u.a. umfasste und in der zeitweilig 1 Chemikerin, 3 Chemiker und etwa 20 Arbeiter und Praktikanten tätig waren.

Nach Übergang des Werkes an die I.G. Farbenindustrie Aktiengesellschaft im Jahre 1926 wurden infolge Nationalisierung zahlreiche Betriebe des Werkes stillgelegt und der Aufgabekreis meiner Abteilung auf das schärfste beschränkt. Im weiteren Verlauf der Nationalisierung im Werk Offenbach wurde mein Stellungsverhältnis auf den 30. September 1929 gekündigt. Es wurde mir bestätigt, dass gegen mich nichts vorliege und meine Leistungen fanden Anerkennung. Die Besetzungen verschiedener leitender Stellen der I.G. Farbenindustrie, u.a. von Herrn Direktor Dr. Hagemann in Weimar, mich an ein anderes Werk zu vermitteln, blieben jedoch infolge des inzwischen einsetzenden allgemeinen Arbeitsmangels in den I. G. Werken ergebnislos. Mein Jahresverdienst bei der I.G. war zuletzt Mk. 18 000,-.

In der sich anschliessenden Zeit wirtschaftlichen Niederganges gelang es mir nicht, anderweitig in meinen Beruf eine Stellung zu finden. Ich betätigte mich in der Zwischenzeit als Schriftsteller, brachte ein grösseres literarisches Werk mit technischem Einschlag heraus und schrieb Aufsätze für Leitungen und Mitteilungen, u.a. auch als gelegentlicher Mitarbeiter der Deutschen Bergwerkszeitung. - Mit Anfang des Jahres 1937 bin ich bei Carl Fr. Kraus G.m.b.H. (Fabrikation von Kalkpapier, Farbstoffen, Druckereiblenen usw.) in Weimar als Ingenieur-Chemiker für Laboratorium und Betrieb beschäftigt.

Weimar, den 15. August 1937

Lehrer Schneider

Lebenslauf

Am 6. August 1891 wurde ich als Sohn des Kaufmanns Paul Dexheimer in Nürnberg geboren, besuchte dort das Gymnasium und nach Erlangung der Einjährigen-Berechtigung die höhere technische Staatslehranstalt (jetzt Ohm-Polytechnikum) in Nürnberg, die ich mit der Gesamtnote I absolvierte. – Am 1. August 1911 trat ich in das analytische Laboratorium der Chemischen Fabrik Griesheim-Elektron, Werk Offenbach ein, in dem mir die Arbeiten für den Alizarinbetrieb übertragen wurden, die ich selbständig auszuführen hatte. Mein Anfangsgehalt war Mk. 1500.— im Monat.

Ich ergänzte meine Fachausbildung nebenher durch den Besuch von Vorlesungen auf der Frankfurter Akademie (über Physikalische Chemie, synthetische Methoden der organischen Chemie u. a.). – Während dem Kriege war ich im gleichen Werke als vereidigter Chemiker für Munitionsuntersuchungen tätig. – In der Folgezeit erweiterte sich mein Arbeitsgebiet ständig und umfasste bald alle Arten von analytischen Arbeiten mit Ausnahme der Kombinationen (Farbstoffkopplungen), für die eine Sonderabteilung bestand.

Im Jahre 1919 veröffentlichte ich in der Zeitschrift für analytische Chemie die von mir erdachte kontinuierliche Methode zur Stickstoffbestimmung nach Dumas, die auch in der Fachliteratur (Meyer, Analyse und Konstitutionsermittlung org. Substanzen) Aufnahme fand. Auch sonst war ich erfolgreich bemüht, die mir übertragenen Arbeiten durch neue Geräte und Verfahren zu fördern; so ist u. a. die Verwendung braungefärbter Glasgeräte für exakte Halogenbestimmungen auf meine Anregung hin erfolgt. – Die eine der beiden Abteilungen des im Jahre 1923 fertiggestellten Laboratoriumsneubaus wurde meinen Vorschlägen gemäss eingerichtet und durch Aufnahme neuzeitlicher Verfahren ausgebaut. Anschliessend erhielt ich die Leitung dieser Abteilung, die ausser dem Hauptlaboratorium noch die Arbeitsräume für Elementaranalysen, Kohleuntersuchung und Heizwertbestimmung u. a. umfasste und in der zeitweilig 1 Chemikerin, 3 Chemotechniker und etwa 20 Arbeiter und Praktikanten tätig waren.

Nach Uebergang des Werkes an die I. G. Farbenindustrie Aktiengesellschaft im Jahre 1926 wurden infolge Rationalisierung zahlreiche Betriebe des Werkes stillgelegt und der Aufgabenkreis meiner Abteilung auf das Aeusserste beschränkt. Im weiteren Verlauf der Rationalisierung im Werk Offenbach wurde mein Anstellungsverhältnis auf den 30. September 1929 gekündigt. Es wurde mir bestätigt, dass gegen mich nichts vorliege und meine Leistungen fanden Anerkennung. Die Bemühungen verschiedener leitender Persönlichkeiten der I. G. Farbenindustrie, u. a. von Herrn Direktor Dr. Hagemann in Mainkur, mich an ein anderes Werk zu vermitteln, blieben jedoch infolge des inzwischen einsetzenden allgemeinen Personalabbaues in den I. G. Werken ergebnislos. Mein Jahreseinkommen bei der I. G. war zuletzt RM. 12 000.—.

In der sich anschliessenden Zeit wirtschaftlichen Niederganges gelang es mir nicht, anderweitig in meinem Beruf eine Stellung zu finden. Ich betätigte mich in der Zwischenzeit als Schriftsteller, brachte ein grösseres literarisches Werk mit technischem Einschlag heraus und schrieb Aufsätze für Zeitungen und Zeitschriften, u. a. auch als gelegentlicher Mitarbeiter der Deutschen Bergwerkszeitung. – Seit Anfang des Jahres 1937 bin ich bei Carl Fr. Brauer G. m. b. H. (Fabrikation von Kohlepapier, Farbbändern, Dauerschablonen usw.) in Stettin als Ingenieur-Chemiker für Laboratorium und Betrieb beschäftigt.

Stettin, den 13. August 1937

gez. Ludwig Dexheimer

Leitwort

Die Wissenschaft von der Zukunft

Eine Prognose ist eine Voraussage auf wissenschaftlicher Grundlage und somit ein prognostischer Roman ein solcher, welcher kommende Dinge auf Grund wissenschaftlicher Überlegungen voraussagt.

Erscheint es aber nicht allzu kühn und vermessen, einen Blick in die Zukunft werfen zu wollen, nach landläufiger Anschauung das unserer Erkenntnis unzulänglichste Gebiet, in welcher nur das Seherauge übernatürlich begabter Propheten zu dringen vermag? – Dennoch ist jedem Menschen etwas von dieser Sehergabe zu eigen, ja sie ist eine der charakteristischsten Erscheinungen seines Intellekts. Die Prognose ist im Grund genommen Sinn und Zweck aller Wissenschaft. Wilhelm Ostwald bezeichnet in seinen „Energetischen Grundlagen der Kulturwissenschaft“ die Wissenschaft allgemein als die Technik des systematischen Voraussagens und Prophezeiens und nur solche Kenntnisse als gesunde Wissenschaft, an denen man diesen prophetische Charakter nachweisen kann. „So ist die bloße Kenntnis der Vergangenheit“, schreibt Ostwald, „völlig wertlos, solange sie uns nicht befähigt, mit mehr oder weniger großer Wahrscheinlichkeit daraus auf künftige Ereignisse Schlüsse zu ziehen.“

Nur müssen wir uns hüten, die Grenzen dieses prophetischen Könnens zu überschätzen, wenn wir auf dem Boden des wissenschaftlich Begründbaren bleiben wollen. Beispielsweise ist es uns durchaus unmöglich, die von zahlreichen und unwägbar Faktoren bestimmten Schicksale eines Menschen vorauszusagen. Mit Bestimmtheit vermögen wir bezüglich seines zukünftigen Lebens nur Geschehnisse anzugeben, die der Gattung zu eigen sind, also, daß er heranwächst, Krankheiten zu überstehen hat und schließlich, daß er sterben wird. Letztere Tatsache, deren Unausbleiblichkeit so sehr in das Bewußtsein der Allgemeinheit übergegangen ist, daß man sie kaum noch als Prognose wird gelten lassen wollen, ist nichtsdestoweniger die positive Voraussage eines zukünftigen Ereignisses, welche wir aufgrund einer aus der Erfahrung gezogenen Schlußfolgerung zu treffen imstande sind, und ist durchaus ein Reservat des menschlichen Verstandes, denn das Tier ist bekanntlich einer solchen Erkenntnis nicht fähig.

Wesentlich anders als bei dem Schicksal von Einzelpersonen liegen die Dinge aber, wenn wir unser Augenmerk auf Vorgänge richten, welche einen einfachen gesetzmäßigen Verlauf nehmen, wie etwa solche astronomischer Art. Hier hat die Wissenschaft es dahin gebracht, mit einem sehr hohen Maß von Sicherheit und auf sehr lange Sicht hinaus den Eintritt gewisser Ereignisse, wie einer Sonnenfinsternis, der Wiederkehr eines Kometen und dergleichen, vorauszubestim-

men. Die Methode ist ihrem Wesen nach in allen Fällen die, daß aus dem seitherigen Verlauf eines gesetzmäßigen Vorganges auf den ferneren geschlossen wird.

Diese Überlegung können wir zweifellos auch auf die Weiterentwicklung der Kultur und ihrer verschiedenen Sparten, der exakten Wissenschaften und der Technik, ja selbst der Moral und der sozialen Zustände, zur Anwendung bringen, das heißt, wir können aus der seitherigen Entwicklung bestimmte Gesetzmäßigkeiten herauslesen und aus diesen die künftigen Fortschritte wenigstens in ihren Grundzügen entnehmen.

Dazu bedarf es nun keineswegs einer besonderen prophetische Gabe, und es dürfte niemand schwer fallen, sich ein Bild von der Weiterentwicklung der Flugmaschine in den nächsten zwanzig Jahren zu machen, wenn er von dem seit zwei Jahrzehnten Erreichten hinsichtlich Geschwindigkeit, Sicherheit, Flughöhe, Aktionsradius, Leichtigkeit des Startens, Bequemlichkeit, Eleganz der Form, Beherrschung der aerodynamischen Voraussetzungen, wie Ausnützung der Luftströme und anderem, ausgeht, um so mehr, als wir in der Entwicklung des Automobils eine Parallele haben. Er wird, einiges Geschick und eine kritische Anlage vorausgesetzt, kaum wesentlich irren. Auf Grund dieses Vergleiches mit dem Automobil können wir auch heute schon sagen, daß die Zukunft der an keine Route und Abfahrtszeit gebundenen Privatluftjacht gehört und nicht dem Luftomnibus, der daneben nur eine geringe Rolle spielen wird.

Der Schluß von der seitherigen Entwicklung auf die künftige – die Methode der Extrapolation – gestattet uns freilich nur, die nächsten Fortschrittsstufen mit einiger Sicherheit vorauszubestimmen, denn der Verlauf ist speziell bei der Technik kein vollkommen geradliniger und erfährt zeitweise durch neue Erfindungen und Entdeckungen – man erinnere sich nur der Rolle des Benzinmotors und der elektrischen Schwingungen – eine Abbiegung oder selbst die Angliederung eines neuen Astes. Wie eine Luftjacht in zweihundert oder dreihundert Jahren beschaffen sein dürfte, können wir also auf Grund der Entwicklung in den letzten zwanzig Jahren nicht angeben. Hier hilft uns nun eine andere Tatsache weiter: Seit Urzeiten ist die Kultur unverkennbar in stetiger Höherentwicklung begriffen, wobei zeitliche und örtliche Rückschläge ohne Belang sind. Die ständige und noch dazu immer rascher fortschreitende Aufwärtsbewegung gibt uns die Gewißheit, daß die Einrichtungen der Menschheit in absehbarer, wenn auch ferner Zeit dem denkbar vollkommensten – dem idealen – Status zustreben. Diesen Gang der Entwicklung ist niemand aufzuhalten oder zu beeinflussen imstande, weder prominente Persönlichkeiten noch Völker und Rassen; er ist ein Naturgesetz, und ein grundlegender Irrtum wäre es, zu glauben, daß der Mensch den Werdegang der Kultur bestimmt. Wir sind, vulgär gesprochen, nicht die Schiebenden, son-

dern die Geschobenen, und die Welt wird nicht immer schlechter, wie die unentwegten Pessimisten behaupten, sondern immer besser, immer vollkommener. Nicht die gute alte Zeit, sondern die bessere Zukunft müssen wir daher zur Grundlage unseres Denkens und Strebens machen.

Die Methode der Aufstellung von Idealen und die Beachtung der aufsteigenden Tendenz ermöglicht uns auch die Erkennung von Trugschlüssen, zu denen die Methode der Extrapolation führen kann, beispielsweise, wenn jemand aus der zunehmenden Größe der Kriege und der seitherigen Schaffung immer mächtigerer Kampfmittel schließen würde, daß immer größere und furchtbarere Kriege die Völker heimsuchen werden und schließlich die Menschheit in einem letzten, alle Grenzen unseres heutigen Vorstellungsvermögens überschreitenden Massaker zugrunde geht. Er würde damit denselben Fehler begehen, wie ihn jemand begangen hätte, der zur Kreidezeit aus der ständig zunehmenden Größe der Landsäugetiere gefolgert hätte, daß diese Entwicklung ins Uferlose weitergeht. Das Geschlecht der Saurier ist längst dahin, und der Krieg, welcher ja bereits Sauriergröße überschritten hat, steht zweifellos auf dem Aussterbeetat. Niemand kann heute sagen, wann diese verruchteste Geißel des Menschengeschlechtes beseitigt sein wird, aber das wissen wir mit aller Bestimmtheit, daß dieser Unfug einst ein Ende haben wird. Darüber gibt uns nicht nur der deutliche Umschwung in der öffentlichen Meinung und der Einstellung führender Staatsmänner im letzten Jahrzehnt, sondern auch der wachsende politische Einfluß der ihrem Wesen nach antikriegerischen Frau und die Entwicklung des grenzenverwischenden Luftverkehrs Gewißheit.

Somit ist also die prognostische Methode keineswegs auf die Technik und die exakten Wissenschaften beschränkt, vielmehr auch auf alle anderen Zweige der Kultur anwendbar, und wir können, wenn wir den Gang der Dinge im letzten Jahrhundert ins Auge fassen, leicht feststellen, daß außer der wachsenden Abneigung gegen den Krieg eine stetige Milderung der Gegensätze und Ungleichheiten, allgemein gesprochen: eine Zunahme der Humanität Platz greift, eine Selbstverständlichkeit, wenn man sich erst einmal in den Gedanken hineingelegt hat, daß die Kulturentwicklung ein natürlicher, in antidissiparischem Sinn verlaufender Prozeß ist. In dieser Überzeugung werden wir mit ruhiger und unbeirrbarer Zuversicht über örtlich begrenzte Verirrungen urteilen, die den Unkundigen mit schwerer Sorge erfüllen, und werden nicht daran zweifeln, daß eine Bewegung wie der Faschismus heutzutage nicht mehr von langem Bestand sein kann, wenn man folgerichtig einige Jahrzehnte als nicht lange in der Menschheitsgeschichte ansieht, ja, daß dieser Anachronismus kaum seinen Gründer und Führer überleben wird. Was sich somit jeder mit Hilfe der beiden genannten prognostischen Grundsätze leicht zurechtlegen kann, das fanden schon früher weitblickende

Geister intuitiv. Auch die Äußerung Einsteins, welche dieser vor kurzem in einem Radiovortrag verbreitete, daß die Entwicklung der Technik daran sei, aus der Erde ein einziges Wirtschaftsgebiet zu machen und daß diese wirtschaftliche Vereinheitlichung der Erde gebieterisch eine internationale Organisation fordere, daß einseitig nationale Einstellung heute schon unerlaubter und allzu enger Partikularismus sein könne, deckt sich nicht minder mit einer der Grundtendenzen dieses Werkes, wie seine Feststellung, daß die Fortschritte der Technik eine solche Vereinheitlichung der Produktion mit sich gebracht haben, daß aus der Wirtschaft in steigendem Maße eine Angelegenheit der Allgemeinheit wird, von welcher die Schicksale der Einzelnen abhängen.

Der Zweifel an dem fortlaufenden Aufstieg des Menschengeschlechtes und die oft aufgestellte Behauptung, daß etwas immer so bleiben wird, weil es immer so war, sind ebenso verfehlt wie es die naturwissenschaftliche Anschauung von der Konstanz der Arten gewesen ist, welche vor dem Eindringen der Evolutionstheorie herrschte, sind also um mehr als ein Jahrhundert zurück. – Wie jede natürliche Entwicklung verläuft auch die der Kultur allmählich und stetig und führt über alle möglichen Zwischenstufen zu einem bestimmten Endziel. Als dieses definiert Ostwald auf Grund energetischer Betrachtungen das Glück, das wächst, je mehr Energie wir auf Dinge verwenden, die uns willkommen sind, und je weniger wir für solche verbrauchen, die wir nur widerwillig tun. Hält man dazu, daß – nach Goldscheid – Ziel der Ethik das geringste Leid der geringsten Zahl ist, und bedenkt, daß das sittliche Streben des Menschen erst ruhen wird, wenn beide Faktoren dieser Formel, Leid und Zahl, gleich Null sind, so wird man erkennen, daß das vorliegende Buch im Grunde genommen nur eine Interpretation dieser Gedanken, ausgehend von den in der Gegenwart erkennbaren Entwicklungstendenzen und in dichterischer Ausschmückung, darstellt.

1. Kapitel

Das Bad

Umwoben von Sagen, Boden historischer Begebenheiten, einst Retiro des greisen Cäsaren Tiberius, Zeuge menschlicher Kunst wie menschlicher Grausamkeit, ragt aus den indigoblauen Fluten des neapolitanischen Golfes ein köstliches Juwel an Naturschönheit, das Felseneiland Capri.

Unvermittelt steigen an der Südseite der Insel bei der Punta Tragara verwitterte Felswände aus dem Meer zu über hundert Meter Höhe auf, und die Küste bietet an dieser Stelle kaum Platz für den menschlichen Fuß. Das Wasser, welches diese Felsen umspült, ist von ungewöhnlicher Reinheit und wer, hinabspähend, sich über den Rand des Ufers beugt, dem dünkt es, als ob die senkrechten Felswände sich in unergründliche Tiefen verlieren würden.

An diesem Morgen – man schrieb den 21. Mai des Jahres 2500 – war die Luft von wundervoller Klarheit und milderte nicht den hellen Glanz der Sonne. Die weißen Kalkfelsen der Küste warfen gleich Reflektoren dieses Übermaß strahlender Energie zurück und blendeten das Auge. In südlichem Blau leuchtete das Meer, und glitzernde Reflexe tanzten auf der leicht bewegten Flut. Noch war es früh am Tage, das Ufer und die See verlassen, und nur selten huschte eine Luftjacht, dem Auge kaum sichtbar, über das Gewölbe des Himmels.

An einer der weniger steilen, mit Gestrüpp verschiedener Art bedeckten Partien des Abhanges eilte jetzt eine schlanke Gestalt, von einem Diener gefolgt wie von ihrem Schatten, auf dem im Zickzack geführten Fußpfad zum Ufer hinab. Blondes, welliges Haar von kurzem Schnitt umrahmte ein leicht gebräuntes Antlitz, und der bequeme Sportanzug gewährte den Bewegungen volle Freiheit. So hätte man glauben können, einen Jüngling vor sich zu haben, hätte nicht die Weichheit der Züge und eine gewisse Anmut der Bewegungen dieses Urteil berichtigt. Die junge Dame folgte ohne Zögern dem schmalen Weg, der mit Steinen und Geröll bedeckt war und oft dicht am Rande steiler Hänge oder lotrecht abstürzender Felsen entlang führte.

Auf einer Steinplatte angelangt, welche das Meer zwischen den ragenden Wänden hoher Felsen ausgewaschen hatte und die seine Wogen sanft umschmeichelten, machte sie halt. Unterstützt von dem Diener, streifte sie mit einigen raschen Griffen ihre Kleider ab. Ein wundervoll modellierter Körper von vollendetem Ebenmaß, leicht und gleichmäßig gebräunt, bar jeglichen Fehls, mit den kleinen festen Brüsten einer Amazone, bot sich den Strahlen der Sonne und dem leichten Hauch des Windes dar. In dieser Vollendung, gleichermaßen ein Werk der Natur wie sorgsamster Pflege, hätte seine Erscheinung nicht gewinnen

können durch irgendein Schmuckstück und barg das Höchstmaß seiner Wirkung in sich selbst. Auch störte nicht die Roheit geringster Behaarung die Glätte ihrer Formen und, losgelöst von jedem Erbteil tierischer Ahnen, glich sie einer zum Leben erweckten Statue antiker Meister.

Eine Weile wanderte sie auf und ab, spähte zwischen den Klippen hindurch auf das Meer hinaus, maß des Wassers Tiefe mit den Blicken, seine Temperatur mit dem Fuß, dann begann sie rhythmisch-gymnastische Übungen, die sie mit jener Gewandtheit vollführte, welche das Ergebnis unablässiger Übung ist.

Jetzt wandte sie sich durch eine gebieterische Handbewegung an den Diener. Dieser hielt das Gewünschte schon bereit. Die Herrin setzte die Zigarette in Brand und lagerte sich auf dem Badeteppich, welchen der Famulus ausgebreitet hatte. Träumerisch blickte sie dem Gekräusel des Rauches nach und schien vergessen zu haben, daß es noch andere Menschen gab. Sie erinnerte sich dessen auch nicht oder wollte sich nicht erinnern, als das Herabrollen eines Steines in geringer Entfernung andeutete, daß sich noch ein Besucher dieser Stelle näherte. Er kletterte auf demselben Fußpfad von der Höhe des Eilandes zum Ufer herab, und es war unschwer zu erraten, daß ihn die gleiche Absicht zu dieser Stelle führte. Gewiß erwartete er nicht, zu so früher Stunde jemand an dem Platze anzutreffen, den er sich für sein Morgenbad ausgewählt hatte.

Trotzdem stutzte er nicht, als er der Dame ansichtig wurde, sondern trat mit kurzem Gruß näher, warf seine Kleider ab und streckte sich gleichfalls auf einem Badeteppich aus.

Die Dame hatte den Ankömmling mit einem flüchtigen Blick gestreift, dann nahm sie zunächst weiter keine Notiz von ihm.

Dieser, wie die Dame in Begleitung eines Dieners, war ein Jüngling von etwa zwanzig Jahren, schön wie Apollo, und sein Körper nicht minder gepflegt, nicht minder wohlgeformt als der der Dame. Vielleicht, daß seine Haut um eine Nuance dunkler, seine Muskeln etwas ausgeprägter waren, aber weder im Alter noch in der Statur bestand zwischen beiden ein wesentlicher Unterschied. Und doch lag in dieser Übereinstimmung nichts Verwunderliches. Diese beiden Menschen waren typische Vertreter ihrer Zeit, Repräsentanten eines hochgezüchteten Geschlechts, vollendet in ihren körperlichen und geistigen Qualitäten. Denn töricht wäre es, zu glauben, daß mit zunehmender Entwicklung des Geistes eine Verweichlichung oder Degeneration des Körpers verbunden sein müsse. Ganz im Gegenteil hatte sich mit wachsender Intelligenz immer mehr die Überzeugung von der Richtigkeit sowie die Nutzenanwendung jenes Grundsatzes durchzusetzen vermocht, den schon Juvenal in die Worte gefaßt hatte: *Mens sana in corpore sano*. Nur ein sehr naiver Mensch könnte somit meinen, daß diese sportgeübten Menschen mit Augengläsern bewaffnet waren oder sonst irgend ein Anzeichen

der verminderten Leistungsfähigkeit eines ihrer Sinne aufwiesen. Dazu waren sie durch ihre Reisen in den verschiedensten Klimaten im hohen Maße abgehärtet und nicht minder an die Hitze der Tropen wie an die Kälte der Polargegenden gewöhnt.

Die Dame hatte ihre Zigarette geraucht und den Rest in das Wasser geworfen, dann wandte sie sich nach dem Jüngling um und sah ihn voll an. Dieser eröffnete das Gespräch mit einer kurzen Frage über den Zweck ihres Hierseins. Er bediente sich dabei ohne weiteres des vertraulichen „Du“, denn im Automatenzeitalter, in dem alle Menschen miteinander wie Geschwister verkehrten, kannte man keine andere Form der Anrede.

„Zuerst stellt man sich vor“, entgegnete die Dame, aber der schalkhafte Blick, den sie dabei ihrem Gegenüber zuwarf, bewies, daß sie dieser Unterlassung nicht viel Bedeutung beimaß.

„Ich werde nicht so taktlos sein, mich einer unbedeckten Dame in aller Form vorzustellen.“

„Immerhin erleichtert es den Umgang, wenn man wenigstens den Rufnamen seines Partners kennt. Ich heiße Mi.“

Nachdem ihr neuer Bekannter gleichfalls seinen Namen genannt hatte, fuhr sie fort:

„Also baden wir gemeinsam, Lu. Ich bin erst kurz vor dir gekommen.“

„Ist das hier dein regelmäßiger Badeplatz?“

„Seit einer Woche wenigstens. Im Hochsommer bade ich meist an Rügens Küste, denn ich liebe diese Insel, wo weiß aus blauen Meereshöfen die Kreidefelsen schimmern und träumerische Buchenhaine die hohen Ufer säumen, wo einst – nach alter Sagen Klang – Vineta, das verderbte, in die Fluten sank. Ich liebe ihren breiten Strand und die sanften stillen Wasser dieses Binnenmeeres.“

Lu schüttelte den Kopf.

„Nein, ich ziehe das wilde, aufgeregte Meer vor und wähle in der heißen Jahreszeit mit Vorliebe die Küste der Frieseninsel Sylt. Nach stürmischen Tagen rollen dort hohe Wogen mit gewaltiger Kraft heran, den Unkundigen umreißend und wie ein willenloses Etwas auf den Strand werfend. Herrlich, wenn diese salzige Flut heranbrandet, oft mit überbrechenden Wellenkämmen, wenn die Welle emporwächst, höher und höher, um bei einem geschickten Sprung des Badenden harmlos unter ihm hinwegzurollen!“

„Ich liebe das Meer und kenne es in jedem Stadium: die schlafende wie die tobende See“, antwortete Mi. „Im vorigen Sommer unternahm ich mit Bekannten eine Reise über den Atlantischen Ozean im kleinen Segelschiff. Wir spielten ‘Kolumbus’. Schon im Kanal hatten wir Windstärke sieben, und im Golfe von Biscaya bekamen wir Sturm, so daß wir nach unserem Schutzengel riefen.“

„Und der kam?“

„Mit Höchstgeschwindigkeit! Das ist der Vorteil unserer Schutzengel, daß sie unbedingt kommen, helfen und retten.“ Sie machte eine kleine Pause. „Wir hatten nämlich eine Luftjacht in der Nähe kreuzen lassen, jedoch außerhalb unseres Gesichtskreises, um unsere Illusion nicht zu zerstören.“

„Und wie ging das Abenteuer aus? Habt ihr Amerika entdeckt?“

„Nachdem wir vierzehn Tage unterwegs gewesen waren, wurde es uns zu langweilig, und wir kehrten im Luftschiff zurück.“

„Man kehrt nicht um, ohne sein Ziel erreicht zu haben“, entgegnete er streng. Sie erhob sich.

„Schwimmst du gut?“

„Nun, so fünf bis zehn Kilometer machen mir nichts aus.“

„Vortrefflich! Und tauchen?“

„Ich bringe es bis auf zwei Minuten und auf zwanzig Meter Tiefe.“

„Ausgezeichnet!“ Sie beugte sich über den Rand des Ufers. „Sieh einmal, Lu, da unten ist eine Nixe!“

Er trat neben sie und spähte hinab. Ein leichter, aber sehr geschickter Druck Mi beförderte ihn Hals über Kopf in die Flut.

Mi beobachtete lachend, wie er auftauchte.

„Was hättest du nun getan, wenn ich nur renommiert hätte und nicht schwimmen könnte?“

„Keine Angst. Ich hätte dich bestimmt herausgeholt.“

„Trotzdem . . . Rache!“

Aber sie kam ihm zuvor und schoß mit einem prachtvollen Hechtsprung in das Meer. Ein Blick überzeugte ihn, daß er es mit einer vortrefflichen Schwimmerin zu tun habe. Gleichwohl nahm er die Verfolgung auf. Mi hielt die Richtung auf eine große Klippe, welche etwa zweihundert Meter entfernt aus dem Wasser ragte.

Inzwischen standen die Diener unbeweglich am Ufer und folgten den beiden mit den Blicken. Ihre Regungslosigkeit war eine so vollkommene, daß man sie für Bildsäulen hätte halten können. Von ihren Gebietern unterschieden sie sich wesentlich durch Größe und Gestalt. Welcher Rasse gehörten sie an? Von edler Form, stolz und gemessen in ihren Bewegungen, fast etwas steif und automatenhaft, schienen sie doch Sklaven der anderen zu sein. Wie kamen sie aber in ein solches Verhältnis der Abhängigkeit? Welches Geheimnis waltete hier? Waren es Wesen unbekannter Art, fremd und rätselhaft? Waren es gezähmte Affen, Menschen einer niedrigeren Kulturstufe, Angehörige eines entrechteten Volkes, einer verachteten Rasse? Nein, nichts von alledem. Die Repräsentanten jener Zeit hoher Kultur duldeten keine Sklaven, und keine dieser Vermutungen entsprach der Wirklichkeit. Vergeblich hätte ein Mensch früherer Jahrhunderte mit dem

ärmlichen Wissen seiner Zeit versucht, das Rätsel zu lösen, den Schleier zu lüften, welcher über diesem Geheimnis lag . . .

Die Badenden mochten wohl bei ihren Scherzen sich unbeobachtet wähnen, aber sie täuschten sich. Eine geraume Weile standen bereits am Hochufer ein Herr und eine Dame, und letztere spähte mit einem Fernglas herab.

„Ich wette, Jo“, sagte sie lebhaft, „daß es Mi ist.“

„Wir können uns leicht vergewissern“, war die phlegmatische Antwort.

„Nicht doch!“ erwiderte die Dame, welche ihr Begleiter mit Met anredete, abwehrend.

Eine knappe halbe Stunde war vergangen, als die Schwimmer zurückkehrten und unterstützt von der hilfreichen Hand der Diener an das steile Ufer kletterten. Dann hüllten sie sich in Bademäntel, welche schon bereit lagen, und ließen sich von ihren Dienern trockenreiben, um sich danach in den Strahlen der Sonne, deren Kraft bereits recht fühlbar war, wieder zu erwärmen.

Da trat Mis Diener plötzlich zu seiner Gebieterin.

„Die Kleider sind fort, Herrin“, meldete er gleichmütig.

„Das wäre!“ rief diese aufspringend.

Lu wandte sich um.

„Sie sind wirklich fort! Ist das zu glauben? Wer stiehlt denn heutzutage noch?“

Die Diener beteuerten, daß sie niemand bemerkt hatten. „Trotzdem muß jemand dagewesen sein, von selbst sind sie nicht verschwunden. Das gibt es nicht einmal im Automatenzeitalter.“

„Wenn nicht der Wind . . .“

„Ausgeschlossen!“ entgegnete er. „Was nun?“

Sie sahen sich belustigt an.

Lu zitierte lachend: „Und sie erkannten, daß sie nackt waren.“

„Das ist nicht zu bezweifeln“, antwortete sie ebenfalls lachend. Sie setzte sich wieder auf ihren Badeteppich und zündete eine Zigarette an. „Es gibt nun verschiedene Wege, dem abzuhelfen“, fuhr sie mit philosophischer Ruhe fort, „wobei ich den, welchen Adam und Eva im Paradies beschritten, außer Betracht lasse. Aber – ich habe nicht umsonst Psychologie studiert und würde mich sehr wundern, wenn der Attentäter nicht in Bälde mit unbefangener Miene herbeikommen würde, um die Wirkung seines Scherzes festzustellen.“

„Sehr plausibel. Also warten wir, bis jemand mit unbefangener Miene erscheint“, erwiderte Lu mit leichter Ironie. „Zudem ist man heutzutage nicht mehr kleinlich, und Nacktheit gilt nicht als anstößig.“

„An Badeorten wohl. Aber ich würde mich hüten, in dieser Kostümierung in den Straßen von Automatenstadt spazieren zu gehen.“

„Niemand wird dies tun. Trotzdem wüßte ich nicht, was einem dabei passieren

könnte, und ein Zyniker könnte es immerhin wagen. Man würde ihn einfach nicht sehen. – Zweifellos erreichen unsere Anschauungen auf diesem Gebiet fast den Grad der Freiheit, wie sie ehemals bei den Naturvölkern aufwiesen. Von den Mädchen des einstigen Inselreiches Nippon erzählte man, daß sie abends vor ihrem Hause badeten, von Negerstämmen, daß ihre nackten Frauen es zum Lachen fanden, als sich ebenfalls nackte Männer eines von Europäern beeinflussten Stammes vor ihnen verhüllten. Auch die alten Kulturvölker, die in warmen Gegenden ansässig waren, wie Griechen und Römer, sahen in der Nacktheit nichts Unwürdiges. Die sexuelle Heuchelei wurde hauptsächlich von christlichen Asketen unter dem Zwang irriger Vorstellungen im Abendlande verbreitet.“

„Und doch sollen die Klöster des Mittelalters“, antwortete sie, „nicht immer die Stätten größter Sittlichkeit gewesen sein. Auf dem Boden der Heuchelei und des zu lange unbefriedigten Sexualtriebes gediehen zu allen Zeiten Unzucht und Perversität. Wer weiß, ob jene Menschen, die des Anblickes des unverhüllten Körpers ungewohnt, Nacktheit an sich bereits als sexuellen Anreiz empfanden, uns nicht geradezu für frigid gehalten haben würden. Tobende Leidenschaften, die entfesselten Gluten langer Enthaltung sind uns fremd. Auch wir lieben – doch unsere Liebe ist eine leuchtende Sonne, stetig wärmend und in mildem, ununterbrochenem Lichte strahlend, kein aufflackerndes, sich rasch verzehrendes Meteor. – Keine wirtschaftlichen Fragen profanieren wie einst wie Beziehungen der Geschlechter. Auch ohne Bitternis ist unsere Liebe, seitdem sie keine Früchte trägt und uns die Wissenschaft die Mittel anheim gegeben hat, auf unsere Art die Erhaltung der Menschheit sicherzustellen, solange Unsterblichkeit uns Erdenbewohnern versagt bleibt.“

Sie diskutierten noch eine Weile über das Thema, welches ihnen die Situation in den Mund gelegt hatte. Doch nicht lange, denn Mi sollte recht behalten mit ihrer Vermutung, daß der Übeltäter sich zeigen würde. Schon näherten sich Schritte, und Jo und Met traten auf den Schauplatz der Begebenheiten.

Sie begrüßten Mi, mit welcher sie schon lange befreundet waren, herzlich und gaben ihrer Freude wie Überraschung Ausdruck, sie hier zu treffen. Bald waren sie auch mit Lu bekannt geworden.

Sogleich kam das Gespräch auf das Baden, und Mi forderte die beiden, unterstützt von Lu, eifrig auf, das herrliche Wetter zu einem Bad zu benützen. Den Verlust der Kleider hatten sie mit keinem Wort erwähnt.

„Gib dir keine Mühe“, antwortete Met, welche Mis Absicht durchschaut hatte, lachend, „meine Kleider passen dir doch nicht.“

„Die Attentäterin hat bereits gestanden“, wandte sich Mi an ihren Partner.

„Nun heraus mit den Kleidern!“

„Ich weiß von nichts“, antwortete Met immer noch scherzend. „Doch seht dorthin, welch merkwürdige Blüten jener Baum treibt.“

Mi und Lu folgten ihrem Wink. Ein alter Ölbaum stand dort auf einem Felsvorsprung, und an seinen Zweigen schaukelten, vom leichten Wind bewegt, ihre Kleider.

Auf Geheiß beeilten sich die Diener, dieselben herbeizuholen, und während der eine sie herabwarf, haschte der andere danach, wenn die leichten Gewänder vom Winde fortgetragen wurden.

Vergnügt beobachteten alle dieses Schauspiel. Bald aber verließen die Scherzlustigen, die der Zufall an einem der romantischsten Punkte dieses hesperischen Eilandes zusammengeführt hatte, diesen Ort. Die Sonne hatte noch nicht mehr als ein Viertel ihrer täglichen Reise zurückgelegt, als sie gemeinsam in einer ihrer Luftjachten nach Automatenstadt unterwegs waren, um der Einladung Mets zum Frühstück Folge zu leisten.

2. Kapitel

Das Frühstück

Met hatte während der Fahrt ihre beiden zu Hause verbliebenen Diener radiotelephonisch aufgefordert, ein Mahl für acht Personen in der „Camera secreta“ vorzubereiten, denn sie erwartete noch vier Gäste, welche sie bereits tags zuvor eingeladen hatte.

Die „Camera secreta“, wie Met scherzhaft den kleinen Saal getauft hatte, war einer ihrer exzentrischen Launen entsprungen und lag im Zentrum der Villa, auf allen Seiten umschlossen von anderen Räumen. Er erhielt daher nicht nur Luft und Wärme, wie damals allgemein üblich, durch künstliche Zuführung, sondern war auch, fensterlos wie das berühmte Rathaus zu Schilda, ausschließlich auf künstliche Beleuchtung angewiesen. Von den umgebenden Räumlichkeiten noch durch doppelte Wände und Türen getrennt, war er der Welt entrückt, von absoluter Abgeschlossenheit, und kein Geräusch der Außenwelt, kein Toben eines Sturmes, so gewaltig es sein mochte, kein Ruf, kein Signal irgendwelcher Art störte seine völlige Isoliertheit. Wenn Met hier weilte, in ihre Lektüre vertieft oder einem ihrer scherzhaften Einfälle nachhängend, dann waren der Schlag ihres Herzens und ihre Atemzüge die einzigen Laute, die diese Stille unterbrachen. Aber nicht nur die akustische, auch die thermische Isoliertheit war ein Vorzug dieses Gemaches, in welchem selbst bei härtestem Frost kein kühler Luftstrom von den Wänden, keine Kälte des Bodens die Behaglichkeit der Anwesenden störte.

Verschiedene Lampen, welche durch einen Mechanismus leicht gegeneinander ausgetauscht werden konnten, gestatteten einen Wechsel der Beleuchtung vom Tageslicht und der festlichen Abendbeleuchtung bis zum mild-gedämpften Schein der Studierlampe. Ihr Vakuum enthielt eine Spur Quecksilberdampf, genug, um durch ultraviolette Strahlen die bakterizide Wirkung des Sonnenlichtes zu ersetzen, von welchem nie ein Strahl ins Innere dieses Zimmers drang.

Nicht minder veränderlich wie die Beleuchtung war die übrige Einrichtung, und es bedurfte nur eines Befehls an die Dienerschaft, damit die Möbel in den geräumigen Wandschränken verschwanden und anderen Platz machten. So konnte Met diesen Raum in wenigen Sekunden je nach Wunsch als Studier- und Arbeitszimmer, als Speisezimmer, als Rauch- und Gesellschaftssalon herrichten lassen.

Die Wände waren bespannt mit leuchtend rotem Goldbrokat, welchen ein das Netz einer exotischen Spinne darstellendes Muster zierte. Die Polster der zur Speisezimmereinrichtung gehörigen Stühle überzog glattes Leder von sattem Schwarz, während der besonders dicke, weiche Teppich, welcher dem Grundriß des Saales entsprechend von Kreisform war, als dominierende Farbe wieder das

leuchtende Rot der Wandbekleidung zeigte. Er bedeckte bis auf einen schmalen Rand den Fußboden, der in dem orangegelben Kolorit seiner Tafeln mit dem Holz der Möbel, der Zierleisten, der Vertäfelung und der kassettierten Decke übereinstimmte. Reiche Vergoldung verlieh diesem Interieur ein wahrhaft prunkvolles Gepräge.

In Ausführung des Radiobefehls waren die beiden Diener Mets eifrig beschäftigt. Sie rückten die Möbel zurecht und die Rohrpoststation des Tisches gab – wie von unsichtbaren Geistern bedient – blütenweißen Damast, Geräte aus blinkendem Silber und Gold, Gefäße aus hauchdünnem Porzellan, aus geschliffenem Kristall und synthetischen Schmucksteinen, schließlich duftende Blumen exotischer Herkunft in kunstvollen Vasen aus.

Bald trafen Met und ihre Freunde ein. Die Gastgeberin setzte die Speisenfolge fest, womit sie keine sonderliche Mühe hatte, da sie nur eine der zweihundert Zusammenstellungen zu wählen brauchte, welche die Zentralküche von Automatenstadt für einen solchen Anlaß bereithielt. Die Rohrpost lieferte mit gewohnter Promptheit, und ehe noch die Gäste Mets sich richtig begrüßt hatten, standen die Vorspeisen auf dem Tisch. Die Teilnehmer am Mahl kannten sich gegenseitig schon lange, nur Lu war hier noch ein Fremder, welcher nun von Met als unbekannte Größe in die Gleichung der Tafelrunde eingeführt wurde. Sie charakterisierte ihn als einen Herrn von dreiundzwanzig Jahren, der vornehmlich Ingenieurwissenschaft studiert habe, und sie betonte das Wort Herr mit einem schelmischen Seitenblick auf Mi.

Es war dies eine neckische Anspielung darauf, daß Mi bereits beim Baden von dieser sonst nicht so leicht ergründbaren Tatsache Kenntnis genommen hatte. Und wirklich, es bedurfte scharfer Beobachtung, um Damen und Herren zu unterscheiden. Sie waren alle dem Äußeren nach geschlechtslos, die Herren glatt rasiert, wenn sie nicht gar durch elektrolytische oder chemische Behandlung für alle Zeit auf das sekundäre Geschlechtsmerkmal des Bartes Verzicht geleistet hatten. Die Damen aber trugen das Haar nicht minder kurz als die Herren, und dazu kam, daß auch in der Kleidung jeder charakteristische Unterschied mangelte und die Sportdamen des Automatenzeitalters nicht von jener Fülle der Formen waren, die ihre Schwestern in früherer Zeit nicht selten aufgewiesen hatten. Selbst die meist einsilbigen Rufnamen konnten nicht zur Unterscheidung dienen, denn sie fanden sowohl bei Herren wie bei Damen Anwendung. Den geübten Sinnen der Menschen im Automatenzeitalter boten freilich die Stimme, die Statur, die Bewegungen, die Form der Hände und dergleichen noch genügend Unterscheidungsmerkmale, so daß wohl kaum jemals ein Irrtum unterliefe.

Die Gäste hatten an der großen runden Tafel Platz genommen, die Diener reichten Waschwasser in mattsilbernen Schalen und weiße Stoffhandschuhe aus keim-

freiem Gewebe. Der Duft erlesener Speisen stieg prickelnd in die Nase der Hungrigen, und köstliche Weine funkelten in geschliffenen Gläsern. Die Gespräche wechselten; heitere und ernste Themen lösten sich ab.

Lu hatte zwischen der Gastgeberin und Mi Platz gefunden. Auf letztere folgte Sel, Archäologe von Beruf, wenn man so sagen darf in einer Zeit, in der die Menschen dem Studium wie der praktischen Arbeit aus Neigung oblagen und sie mit wechselnden Interessen änderten. Neben ihm saß La, die Ärztin, welche noch nie einen Patienten gesehen hatte, da Kranke und Verletzte überaus selten, die Zahl der Ärzte aber relativ groß war. Dann folgte Nub, die Zielscheibe des Spottes der Tafelrunde, der als der Wettermacher von Automatenstadt die Wahrheit von Solons uraltem Spruch erfuhr, daß allen zu gefallen schwer ist. Trotzdem war er weit davon entfernt, melancholisch zu werden, und gab mit gutem Humor Met ihre neckischen Ausfälle zurück, zu denen diese, die den humoristischen Teil der Zeitung von Automatenstadt redigierte, Talent und Übung gleichermaßen befähigten. Zwischen Sel und Jo saß Ni, welche besonders der Chemie zugetan war, eine Freundin von Mi und Met, aber ein spiritus minor in der Runde der großen Geister. Erwähnen wir noch, daß Jo als Maler ein ausübender Künstler von Rang und von reichem Wissen auf kunsthistorischem Gebiet war, aber auch als ideenreicher und humorvoller Arrangeur großer festlicher Veranstaltungen Ruf genoß, so haben wir die besonderen Fähigkeiten der an diesem Tag hier versammelten Gäste ausreichend gewürdigt.

Waren die Freunde Mets sämtlich wissenschaftlich – man wäre versucht zu sagen: akademisch – gebildet, so unterschieden sie sich darin durchaus nicht von den anderen Bewohnern von Automatenstadt, denn es galt als ein ungeschriebenes Gesetz ihrer Zeit, wenigstens eine Wissenschaft studiert zu haben. Davon abgesehen, war aber auch das Maß an allgemeiner Bildung im Automatenzeitalter ein ungemein hohes, und jeder besaß umfassende Kenntnisse in der Medizin und – durch die Reisen über die ganze Erde – in Geographie, Botanik und Zoologie. Dagegen beschränkte sich das historische Wissen zumeist durchaus auf die Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik.

Was die Rassenzugehörigkeit der Gäste anbelangt, so schienen sie alle eines Stammes zu sein, doch hätte ein aufmerksamer Beobachter vielleicht bei Nub Spuren eines semitischen, bei La eines negroiden Einschlags zu erkennen vermocht. Doch das beachtete niemand in jener Zeit, in der es nur eine Mischrasse gab mit prävalentem arischen Einschlag und alle Gegensätze aufgehoben waren, die der Geburt, der Rasse, des Glaubens, des Besitzes, der Bildung, ja selbst der Intelligenz und – mit gewissen Einschränkungen – des Körpers. Zwar gab es früher Leute, welche das Streben nach einem solchen Zustand als öde Gleichmacherei zu bezeichnen liebten. Aber ohne Rücksicht auf die Gefühle kleinlicher

Menschen: die Aufhebung alles Gegensätzlichen war die einzige Möglichkeit, dauernd Frieden und Eintracht zu erreichen, der Zustand, welcher im Automatenzeitalter verwirklicht war.

Gedämpft und wie aus weiter Ferne klang Musik durch den Raum und begleitete das Mahl. In richtiger Folge lieferte die Rohrpost, ein wahres Tischlein deck dich, bedient durch die Gehilfen Mets, die Speisen auf die Tafel, und die Diener der anderen Gäste standen hinter ihren Gebietern und legten ihnen vor.

Sie bedienten diese so willig, flink, aufmerksam und lautlos wie nur je ein Kellner früherer Zeit und gingen völlig auf in der Hingabe an ihren Dienst für andere. Waren es keine Menschen aus Fleisch und Bein, denkend, wahrnehmend, fühlend, gleich ihren Gebietern? Waren es Kreaturen einer grenzenlos gesteigerten Technik, angetrieben durch Dampf, Elektrizität oder eine andere, nicht an das organische Element gebundene Form der Energie? Kunstwerke, aus Drähten, Rädern, Spielwalzen zusammengefügt? Wie dem auch war, sie bewegten sich, sprachen, dachten, handelten wie jeder andere Mensch, und schwerlich hätte sich ein unwissender Zuschauer des peinlichen Eindruckes erwehren können, den ein Abhängigkeitsverhältnis, das fast Sklaverei war, in einer so hoch kultivierten Zeit hervorrief.

Lu hatte sich soeben von einer Platte eine prachtvolle Languste reichen lassen, deren Fleisch er noch höher schätzte als das des Hummers, und er schickte sich an, sie kunstgerecht von ihrem Panzer zu befreien, als Mi dessen gewahr wurde.

„Schämst du dich nicht“, sagte sie halb ernst, halb scherzend, „so ein armes Tier zu verspeisen? Kein Mensch sollte Leben vernichten, um das seine zu erhalten.“

Lu war zu beschäftigt, um mehr als ein Brummen hören zu lassen.

„Laß ihn doch!“ mischte sich Nub, der selbst ein starker Esser war, ein. „Die Sitte unserer Zeit verbietet uns wohl, einen Vogel oder ein Säugetier zur Nahrung zu wählen. Wenn aber Fische und Krustentiere auch noch vom Speisezettel der Zentralküche gestrichen werden, trete ich in den Hungerstreik.“

„Was mich anbelangt“, antwortete Lu nunmehr ironisch, „so bin ich keineswegs so zart besaitet und würde ganz gerne einmal ein saftiges Beefsteak, vielleicht im Innern noch etwas blutig . . .“

„Brrrrr!“ machte Mi, sich schüttelnd, „ein Kannibale, ein Wilder an unserer Tafel.“ Und sie rückte scherzend ein Stück von ihm ab.

Alles lachte. Dann nahm Ni, die Chemikerin, das Wort zu Ehren ihrer Wissenschaft und sagte:

„Glücklicherweise sind wir darauf nicht mehr angewiesen, und unser Kunstfleisch, aus Aminosäuren als Grundsubstanz hergestellt und mit dem Geschmack jeder beliebigen Fleischsorte zu würzen, ziehen gleichermaßen Gourmet und Physiologen jedem natürlichen Fleisch vor.“

„Vom ästhetischen Standpunkt aus betrachtet, ist dieser Fortschritt zu begrüßen“, philosophierte Jo. „Denn dem kultivierten Menschen unserer Tage müßte der Gedanke unerträglich sein, daß seinetwegen das Antlitz unserer schönen Erde durch das Vorhandensein von Schlachthäusern, welche zur Massentötung von Tieren bestimmt sind, entstellt wird.“

„Gebt euch keine Mühe“, brummte Nub, „ihr könnt uns den Appetit nicht verderben.“

„Ich muß Jo durchaus beipflichten“, polemisierte Sel. „Zumal wenn die Menschen Feste feierten, bedeutete dies früher für unzählige Kreaturen den Tod. Zu Weihnachten – dem Fest der Liebe, wie man es zu nennen pflegte – bot man die toten Körper von Gänsen und Hasen in Massen zum Verkauf; ihre Zahl belief sich in einem einzigen Land auf viele Millionen. Die Schlachthäuser hallten in den Wochen vor dem Fest von dem Todesschrei und dem Röcheln ungezählter Ochsen, Kälber und Schweine wider.“

„O pfui!“ rief die empfindsame Ni. „Eine wahrhaft barbarische Art, Feste zu begehen. Mit vernünftiger Ernährung hatten solche Bräuche gewiß nichts zu tun; es war ausgesprochene Völlerei!“

„Wirklich“, bemerkte Met, „im Automatenzeitalter haben es die Ochsen gut.“

„Gönnen wir es ihnen“, sagte Lu mit der Miene des befriedigten Genießers, „auch uns geht es gut. Wenn man selbst genug hat, soll man auch anderen etwas gönnen.“

„Ein edler Grundsatz“, spöttelte Met, „er zeugt von einer wahrhaft uneigennütigen Gesinnung.“

„Immerhin“, warf Jo ein, „hatte er nicht zu allen Zeiten Geltung, und es gab früher, als die Moral noch eine geringe war, zahlreiche Menschen, die ihn nicht befolgen konnten, weil sie nämlich selbst nie genug bekamen.“

„Damals“, bemerkte der Archäologe zustimmend, „als die Güter noch nicht gleichmäßig verteilt waren unter allen Menschen, gab es solche, die ungerührten Herzens sehen konnten, wie ihre Mitmenschen in Not und Elend verkamen, während sie selbst in einem Überfluß schwelgten, den sie nie zu verzehren vermochten. Ein solcher Mangel an Verantwortungsgefühl und Hilfsbereitschaft bei sonst nicht ungebildeten Leuten ist für uns ein psychologisches Rätsel. Die meisten unserer Zeitgenossen würde man erschrecken, wenn man ihnen die Zustände schildern würde, welche noch vor wenigen Jahrhunderten auf der Erde herrschten, als noch Menschen fronten, um nicht zu verhungern, als Frauen leidend und blutend gebaren, als Millionen in Schlachten niedergemetzelt wurden und – das Schrecklichste von allem, viel schlimmer noch als jedes Leid des Körpers – Zwang und Gewalt regierten und die Seele des Menschen geknechtet wurde.“

„Wir verdanken unendlich viel der befreienden, helfenden Technik“, suchte Lu

den Übergang zu einem anderen Thema zu verhindern, welches, so unsympathisch es auch den Menschen seiner Zeit war, sich ihnen doch stets wieder von neuem aufzudrängen pflegte.

Das Dessert wurde aufgetragen, treffliches Obst aus allen Zonen, Eis und süßes Gebäck in reicher Auswahl, dazu feurige Weine der Mittelmeerländer und der Atlantischen Inseln.

„Der Technik sind wir nicht in gleichem Maße zu Dank verpflichtet wie der Eugenik und der Moral, der Auslese der Eltern und der Erziehung zum Edelmenschen“, griff Mi alsbald die Äußerung Lus auf.

„Gewiß“, pflichtete dieser bei, „wir haben dadurch Häßlichkeit, Krankheit, Unwissenheit und Schlechtigkeit aus dem Leben unserer Zeit verbannt, daß wurde, was ist: Der Mensch von heute. Aber die Technik, nach dem wir unser Zeitalter benennen, schuf erst die Grundlagen. Ohne sie wäre der Edelmensch von heute undenkbar, sie ermöglichte erst seine Existenz und schuf den Boden, auf dem er sich entfalten konnte. Ihr dankt er das Maß an Freiheit, um Körper und Geist zu pflegen. Denn schön und edel und geistreich können nur freie Menschen sein. Der Sklave des Altertums, der Arbeiter des Industriezeitalters, die Tag für Tag im Schmutz und Staub monotone Arbeiten verrichten mußten, sie konnten es nicht sein.“

Ni befahl gerade ihrem Diener, ihr von den blauen Weintrauben Portofinos zu reichen, welche bei anderen Früchten auf einer silberverzierten Schale aus Feueropal lagen, und dieser beeilte sich, dem Befehl seiner Gebieterin nachzukommen. Er griff nach der Schale, aber statt sie seiner Herrin zu reichen, verharrte er plötzlich mit ausgestrecktem Arm regungslos . . .

„Arbeit“, sagte Met nachdenklich, „ist schön, ja, ist etwas Herrliches, aber es muß selbstgewählte, lustbetonte, schöpferische Arbeit sein. Diese allein erhebt, macht nicht unfrei. Traurig, denken zu müssen, daß einst Menschen lebten, welche jede Faser ihres Herzens drängte, etwas zu schaffen, zu vollenden, was sie im Geiste gesehen, und es nicht zu können, weil die Fron des Alltags all ihre Kräfte absorbierte. Und wie lebensnotwendig ist in unserer Zeit das Schaffen, das Gestalten. Sonst würden wir vor Langeweile vergehen. Ich glaube nicht, daß unter unseren Zeitgenossen ein so unintelligenter Mensch ist, daß er sich nicht zu beschäftigen wüßte mit einer Tätigkeit, welche eine Lust ist.“

„Sicher nicht“, bestätigte Jo, „besonders wenn man auch den Sport als solche wertet. Zudem zwingt uns das Streben nach Vollkommenheit zu rastlosem Schaffen. Denn dieses Streben ist uns durch Erziehung in solchem Maße eingepreßt, daß niemand einen Fehler oder Mangel, sei es des Körpers oder Geistes, an sich dulden könnte. So fühlen wir uns ständig gehalten, unser Wissen zu erweitern und unsere Fähigkeiten zu steigern. Vornehmheit verpflichtet, und das Gefühl,

ein Mitglied unserer Generation von Edelmenschen zu sein, erhebt jeden. Niemand möchte sich geringer fühlen als irgend ein anderer.“

„Gewiß! Und keiner braucht zurückzustehen. Die Identität der Erbanlagen und der Erziehung wie die gleichmäßig günstige Lebenshaltung bringt das mit sich. Ein Mensch, der heute geboren wird, hat genau dieselben Chancen wie irgend ein anderer, genau dieselben Bedingungen für seine Entwicklung.“

Lu drehte nachdenklich das Glas, in welchem der Wein gleich einem Rubin im Lichte der Lampen funkelte.

„Aber auch wir“, antwortete Mi auf seine Bemerkung, „haben Genies, denen der große Wurf gelingt, und – infolge der Freiheit unserer Erziehung, der bewußten Pflege der Eigenart – sogar recht zahlreiche.“

Lu schüttelte den Kopf.

„Gewisse Unterschiede in den Fähigkeiten werden freilich bestehen, solange es Menschen gibt. Aber das Wort ‘Genie’ möchte ich in unserer Zeit nicht angewendet sehen. Ob die Aufgabe, mit der sich jemand befaßt, reif ist für eine Lösung und ob das Ergebnis von durchschlagender Bedeutung ist oder nicht, das ist zum großen Teil Zufallsache. – Auch wenn wir in Bezug auf frühere Verhältnisse die ihre Zeitgenossen oft gewaltig überragenden Persönlichkeiten als Genies bezeichnen, so kann dies nur den Zweck haben, den Unterschied zwischen ihnen und dem damaligen Durchschnittsmenschen zu charakterisieren. Gemessen mit dem Maß unserer Zeit waren ihre Anlagen nichts Ungewöhnliches oder Staunenswertes, sondern war die Masse von subnormaler Intelligenz. Und das wurde ursächlich bedingt durch die Ungunst der Verhältnisse, eine auf das bedingungslose Gehorchen und Unterordnen gerichtete Erziehung, die Beschränkung der Freiheit des Denkens und die Notwendigkeit täglicher Fronarbeit.“

Met ergriff ihr Glas und rief fröhlich:

„Freunde, erhebt euer Glas! Es lebe der ochsenschonende Durchschnittsmensch von heute und die Zeit, die ihn gear. Es lebe das Automatenzeitalter. Euka*!“

Die Gäste stimmten jubelnd zu, ohne sich sonderlich in ihrer Schlemmerei stören zu lassen. Mi aß eine Mangofrucht, das köstliche Produkt Indiens, deren Geruch und Geschmack einer Mischung von Ananas und Pfirsichen ähnelt, Jo ergötzte sich an Litschiplaumen, einst die Lieblingsfrucht der Chinesen, La naschte eine Eisspeise mit Sahne, der Archäologe knackte Paranüsse und Nub, der Wettermacher, blickte mit umwölkter Stirn in die Tiefe eines Glases Madeirawein.

„Mir scheint“, rief Ni über die Tafel hinweg, „daß man die Camera secreta nicht zu Unrecht mit Sodom und Gomorra vergleichen könnte.“

Die anderen Gäste sahen nur unwillig auf, Met aber erwiderte ironisch:

*Huldigungsruf im Automatenzeitalter.

„Wir geben uns jedenfalls die größte Mühe, jenen antiken Sündern nicht nachzustehen.“

„Na also! Daher ist auch mein Hom zur Salzsäule erstarrt!“

Die Blicke aller richteten sich auf den Diener, welcher mit der Obstschale in der Hand noch immer unbeweglich dastand. Lu erhob sich sogleich, ergriff ein Tafelmesser und eilte auf den Widerspenstigen zu.

„Hier wird nicht gestreikt!“ rief er drohend und zog ihn heftig an den Ohren, als plötzlich mit hörbarem Knack die Hirnschale aufsprang. Ein kompliziertes Räderwerk, zahlreiche Filmspulen, Magnetsysteme, Skalen und ein filzartiges Gewirr feinsten Drähte erfüllten den Schädel desselben.

Denn niemand wurde in jener Zeit zum Dienen geboren, und man hatte für diesen Zweck ein hochvollkommenes mechanisches Surrogat des Menschen geschaffen, den automatischen Menschen oder – wie man sagte – den Homaten.

„Ah!“ rief Lu, nachdem er den Mechanismus einer kurzen Prüfung unterzogen hatte, „dachte ich es mir doch, die Selbstladevorrichtung ist nicht intakt. Ein Schraubchen hat sich gelockert und hemmt, mit seinem Kopf hervorragend, ein Schalträdchen. Die Akkumulatoren sind völlig entladen.“

Er zog mit dem Tafelmesser die Schraube fest und klappte die Hirnschale wieder zu. Dann holte er aus der Kleidung des Dieners eine Litze samt Stecker hervor und schloß sie an eine Steckdose an, eine Prozedur, welche die Homaten sonst stets selbst vornahmen, möglichst ehe noch die Ladung der Akkumulatoren auf weniger als sechzig Prozent gesunken war. – Schon regte sich der Famulus wieder und führte bald darauf, mit Elektrizität gesättigt, den Befehl seiner Herrin aus. Das Gespräch der Gäste ging über diesen zwar nicht alltäglichen, so doch belanglosen Zwischenfall hinweg, nur Lu bemerkte noch zu Mi gewandt:

„Ich habe die Konstruktion der Homaten zu meinem besonderen Studium gemacht in der Absicht, einige diesbezügliche Probleme, welche die Erfindungskommission aufgestellt hat, zu lösen. Es ist ein interessantes, aber langwieriges Studium.“

„Das kann ich mir denken“, antwortete die Angeredete, „denn ich kenne die andere Seite der Sache.“

„Wie . . . ?“

„Ich meine den Mechanismus der Vorgänge im Zentralnervensystem des Menschen. Ich habe die theoretischen Vorlesungen von Worn, Flech und Cach darüber gehört, die Sammlungen im anatomischen Museum und die gehirnphysiologischen Versuchsmodelle studiert.“

„Da können wir ja zusammenarbeiten“, rief Lu.

„Ich wüßte nicht, was dem entgegensteht“, antwortete sie bereitwillig.

Die anderen Gäste hatten währenddem ihr Gespräch über die Segnungen des

Automatenzeitalters fortgesetzt, und Met legte dar, daß das Schlaraffenland der alten Märchen ein recht primitives Vorstellungsgebilde gegenüber der erreichten Wirklichkeit gewesen sei.

Ni, welche satt war, lehnte sich in ihren Sitz zurück und sagte:

„Mir ist es stets ein Rätsel gewesen, wer denn eigentlich die ganze Arbeit verrichtete, als man noch keine automatischen Vorrichtungen kannte.“

„Es ist uns fast unmöglich“, setzte der Wettermacher hinzu, „uns eine Zeit vorzustellen, in welcher es noch keine Automaten gab.“

La hielt einen Augenblick in der Verspeisung ihrer Naschereien inne.

„Über technische Dinge weiß ich auch nicht Bescheid. Ich muß sagen, daß ich abgesehen von dem, was zur allgemeinen Bildung zählt, wenig über mein Fachwissen hinausgelangt bin.“

„Man kann nicht alles wissen“, warf der Archäologe ein. „Was die Technik anbelangt, ist mancher von uns ein unbeschriebenes Blatt.“

„Trotzdem ist diese Tatsache bedauerlich“, entgegnete Jo. „Was wären wir ohne die Technik? Sklaven und Handlanger! Sie erst hat es uns ermöglicht, daß wir uns ausschließlich höheren, geistigen Tätigkeiten widmen können.“

Die anderen stimmten zu, und Met rief:

„Freunde, ich stelle einen Mangel an Wissen bei den meisten von uns fest. Auf Grund unseres Strebens nach Vollkommenheit muß er beseitigt werden.“

„Unbedingt!“ stimmte Jo zu. „Doch wie fangen wir es an?“

„Nichts einfacher als das. Haben wir doch in Lu einen kundigen Thebaner hier. Er wird uns in einigen Vorträgen einen Überblick über die Technik von heute geben.“

„Bravo!“ rief Mi, und auch die anderen unterstützten Mets Vorschlag. Doch da sie in Lus Mienen keine Zustimmung las, fragte Mi:

„Und wenn er nun nicht will?“

„Da sich die Türen der Camera secreta“, antwortete die Gastgeberin, „nur auf ein Stichwort öffnen, das mir allein bekannt ist, können wir ihn hier zurückhalten, bis er uns alles auseinandergesetzt hat, was wir zu wissen wünschen.“

„Wenn ich während dieser Zeit so gut gepflegt werde wie heute und die Gesellschaft so angenehmer Menschen genieße“ – Lu hatte geflissentlich eine Bemerkung über die Schönheit der Frauen vermieden, da dies zu seiner Zeit als albern und geschmacklos gegolten hätte – „werde ich meinen Vortrag auf hundert Worte beschränken . . .“

Rufe der Entrüstung wurden laut:

„Das ist gemein! – So ein unhöflicher Mensch! – Haut ihn, den Menschenfresser!“

„ . . . und nur alle paar Jahre ein Wort sprechen“, beendete Lu.

Rasch versöhnt bemühten sich alle, ihn vollends für den Plan zu gewinnen, und er bemerkte schließlich nach kurzem Zögern:

„Ich sehe, daß es euch damit ernst ist, und will gerne auf die Anregung Mets eingehen. Doch haben Berufene diese Arbeit schon geleistet. Ich brauche daher nur aus unserer Vortragszentrale unter den dort phonographisch fixierten Referaten ein geeignetes auszuwählen und radiotechnisch übertragen zu lassen. Was dann noch an Fragen und Zweifeln bei den Zuhörern auftaucht, werde ich in einer sich anschließenden Aussprache beantworten.“

Alle waren einverstanden und es wurde vereinbart, am Dienstag jeder Woche zusammenzukommen.

Met stand auf.

Die Gäste folgten ihrem Beispiel und erhoben sich. Auf einen Befehl Mets erlosch das Licht bis auf einen schwachen Schein, die Musik schwoll an zu einem zündenden Tusch. Der Boden öffnete sich, und der Tisch versank mit allem Speisegerät. Ein anderer stieg empor. Gleichzeitig waren auch die Beleuchtungskörper mechanisch hochgezogen worden und in der Decke verschwunden, während andere an ihre Stelle traten. Sie glimmten auf, und bei ihrem behaglich gedämpften Licht ließen sich die eingetretenen Veränderungen erkennen. Mit erstaunlicher Behendigkeit hatten die Homaten die Stühle entfernt und aus den geräumigen Wandschränken bequeme Sessel mit rotem, schwarz gemustertem Plüschbezug herbeigeht. Ihre Grundform war der Würfel, das Prisma und der Zylinder, und Mets Freunde wußten, daß sie in ausgelassener Stimmung war, wenn sie die „mathematische“ Garnitur befahl.

Die Gäste nahmen erneut um den runden Tisch Platz, und schon brachten die Diener Mokka, dessen Duft das kleine Gemach erfüllte, und erlesene Liköre. Bald kräuselte sich auch der Rauch vortrefflicher Havannas.

Jo, Ni und La setzten sich zu einem Kartenspiel zusammen, die übrigen Gäste plauderten, in ihre Sessel zurückgelehnt, angeregt. Die Stimmung erreichte bald jenen Grad, bei dem die Hemmungen vermindert sind und die Kritik zurücktritt. Der Archäologe erzählte Anekdoten über Ausgrabungen, die ihm niemand glaubte, Met ließ ein Feuerwerk von Witzen sprühen und gab zur allgemeinen Erheiterung den Kleiderraub auf Capri zum besten. Im Verlauf einer scherzhaften Auseinandersetzung forderte Mi von Lu einen Nachweis über seine Befähigung als Vortragsredner.

„Unnötig“, erwiderte er, auf diesen Scherz eingehend, „mein Talent zur Verbreitung der Wissenschaft erweist am besten das fünfhundertbändige Werk über die Technik des Automatenzeitalters, mit dessen Abfassung ich seit einiger Zeit beschäftigt bin.“

„Ein fünfhundertbändiges Werk, Lu?“ mischte sich Met lachend in das Gespräch.

„Das ist ja ein unbändiges Werk. Fahre nur so fort, dann kannst du noch berühmt werden.“

„Dieser literarische Bandwurm“, bemerkte die Ärztin, „wird schwerlich einen Leser finden.“

„Wann wird es denn fertig werden?“ fragte Mi mit schlecht geheucheltem Interesse.

„Oh, in Bälde“, antwortete der fleißige Autor, „drei Seiten habe ich schon vollendet.“

Da im Automatenzeitalter Titel und Namen frei waren und sich jeder nach Belieben benennen und titulieren konnte, kam Jo auf die Idee, Lu auf Grund dieses unwiderlegbaren Beweises seiner Gelehrtheit zum Doktor zu ernennen.

„Ausgezeichnet“, rief Met sofort, „es lebe Doktor Lu!“

„Jetzt möchte ich aber auch einen Titel!“ rief Mi.

„Ich auch, ich auch“, meldeten sich die anderen.

„Gut, also Mi wird Professor“, entgegnete Met.

„Ich ernenne mich zur Geheimrätin“, steigerte die Ärztin ohne Patienten La.

„Und ich bin nunmehr Königin der Camera secreta und der angrenzenden Räume“, mischte sich Met wieder ein. „Ich bitte, mich von nun ab mit Majestät anzureden.“

„Majestät“, sagte der Archäologe mit einer tiefen Verneigung, „wollen mir gütigst auch einen Titel verleihen.“

„Wir ernennen dich zu unserem Hofnarren mit dem Titel Exzellenz“, antwortete die Königin huldvoll.

„Da verleihe ich mir lieber selbst einen Titel“, beeilte sich Jo, „und ernenne mich zum Grafen Jo von Suff zu Säufelstein.“

Nachdem sich noch Nub zum Generaldirektor der Wolken und der Winde und Ni zur Prinzessin befördert hatten, rief die Königin Met nicht ohne Grund verzweifelt aus:

„Wie, gibt es denn in meinem Reiche keinen Untertanen ohne Titel?“

„Das Ideal eines Staates“, dozierte Exzellenz Sel mit schon etwas schwerer Zunge, „ist ohne Frage ein solcher, in dem jedermann ein gebührendes Prädikat führt. Wenn wir in den Annalen der Geschichte forschen . . .“

„Hört, hört!“ schrie Prinzessin Ni begeistert, und Sel fuhr unter allgemeiner Spannung fort:

„ . . . sehen wir, daß dieses Ideal nie ganz erreicht wurde. Aber in dem uns rühmlichst in Erinnerung verbleibenden zwanzigsten Jahrhundert war man in einem bierliebenden Ländchen Mitteleuropas auf dem besten Weg dazu . . .“

Tosende Eukarufe unterbrachen den Sprecher, nur Nub wühlte verzweifelt in seinen Haaren und knurrte verdrießlich:

„Ein bierliebendes Ländchen? Schade, welche Chancen hätten sich mir damals geboten!“

Met, welcher diese Äußerung nicht entgangen war, rief sogleich, auf Nubs Vorliebe für das genannte Getränk anspielend:

„Zweifellos hast du deinen Beruf verfehlt, Nub! Wir bestätigen dir gerne, daß du dich zum Generaldirektor der Wolken und der Winde nicht eignest. Damals aber würdest du es sicherlich wenigstens zum Geheimen Oberbierrat gebracht haben.“

Unter dem lauten Hallo aller anderen fuhr die Königin fort:

„Souverän in allen Angelegenheiten der Camera secreta, verleihen wir dir auf Grund diesbezüglicher Leistungen noch nachträglich diesen Titel auf Lebenszeit!“

Die Radioapparate übertrugen auf ihren Befehl ein feierliches Glockengeläute, und die Gläser klangen hell zusammen, als die hohen Herrschaften mit dem Geheimen Oberbierrat Nub, der sich glückstrahlend verneigte, anstießen.

Die Gäste verabschiedeten sich bald darauf, und Met ermahnte sie, den Vortragstag ja nicht zu vergessen. Worauf Sel boshaft bemerkte:

„Aber bitte, dann keine Bewirtung mit geistigen Getränken, damit nicht wieder Titel verliehen werden.“

3. Kapitel

Ein Spaziergang

Mi und Lu hatten als die letzten Gäste Mets Haus verlassen. Vor demselben fragte sie ihn, ob er für die nächsten Stunden etwas vorhabe, und als er verneinte, lud sie ihn zu einem Spaziergang ein.

Er war dazu gerne bereit und bemerkte, daß er selbst soeben den gleichen Wunsch habe äußern wollen. – Sie wanderten die von einem Säulengang überdachte Straße entlang, vorbei an wohlgepflegten Gärten, in welchen frisches Grün und duftende Blüten die Bäume und Sträucher schmückten. Auf weite Strecken waren sie die einzigen Spaziergänger und verlassen die Wege, die durch die Stadt führten. Diese Unbelebtheit der Straßen erschien nicht verwunderlich in einer Zeit, in der Zahl und Vollkommenheit der motorischen Beförderungsmittel so weit gediehen waren, daß Gehen als Gymnastik galt und sich die Ausflügler über den ganzen Planeten verbreiteten.

Da sie sich am Vormittag aus der Stadt entfernt hatten, um auf Capri zu baden, waren sie mit dem Fernverkehrsmittel gereist: ihren Luftschiffen oder Aeros, welche sie nach der Rückkehr nahe bei Mets Villa in der Parkzone von neunhundertfünfzig bis tausend Meter Höhe kreuzen ließen, um sie auf radiotelephonischen Anruf sofort zur Verfügung zu haben. Daran änderten sie auch während ihres Spazierganges nichts, denn ihre Wohnhäuser waren voneinander und von Mets Villa mehr als hundert Kilometer entfernt, eine unvermeidliche Folge der Ausdehnung von Automatenstadt. –

Sitten und Gebräuche sind Anpassungserscheinungen im Verkehr der Menschen untereinander. Seit uralten Zeiten war eines der konstantesten dieser ungeschriebenen Gesetze die Unterordnung des Weibes unter den Mann. Aber den Menschen des Automatenzeitalters lag nichts ferner, als veraltete Gewohnheiten aufrechtzuerhalten, denen veränderte Verhältnisse Sinn und Berechtigung entzogen hatten. Zu ihrer Zeit war der Mensch frei von Geburt an, frei von allen Verpflichtungen außer der, Edelmensch zu sein und als solcher sein Leben und seine Persönlichkeit zu gestalten. Das galt für beide Geschlechter, und die Gleichstellung derselben war eine vollkommene. Unerträglich wäre dem rechtlichen Sinn jener sittlich hochstehenden Generation auch nur der Schein geringster Bevorzugung oder Benachteiligung gewesen, und diese Menschen setzten gerne die ganze Macht ihrer Intelligenz, ihrer Wissenschaft und ihres Könnens ein, um natürliche Ungleichheiten zu beseitigen. Die Frauen des Automatenzeitalters, denen die sorgsame Auslese der Eltern Geist und Schönheit mit auf den Weg gegeben hatte, waren zu schade zum Gebären. Es wäre Sünde gewesen, diese vollendeten Körper, sei es auch nur

zeitweise, zu entstellen. So war die Frau nicht mehr Trägerin des werdenden Menschen, nicht mehr war sie schwach, schutzbedürftig und hilflos.

Die Anbahnung näherer Beziehungen war gleichermaßen Recht des Mannes wie der Frau. Mi hatte, vom Standpunkt ihrer Zeitgenossen gesehen, nichts Ungewöhnliches, nichts im geringsten Anstößiges getan, als sie durch die Aufforderung zu einem gemeinsamen Spaziergang dem Wunsch nach einem freundschaftlichen Verhältnis mit Lu Ausdruck verlieh, und ihre Initiative hätte auch dann nicht anders beurteilt werden können, wenn sie damit nicht einer Einladung Lus nur zuvorgekommen wäre. Wie denn überhaupt eine solche Frage kaum noch Bedeutung hatte in einer Zeit, in welcher die Beziehungen zwischen Mann und Frau lockere, flüchtige, nicht fesselnde waren, in welcher Liebe nichts mit Nachkommenschaft und nichts mit wirtschaftlichen Verhältnissen zu tun hatte. Daß Liebe nicht unfrei machen darf, wer hätte es sich anders denken können von den Vertretern eines Geschlechtes, für die vom ersten Tag ihres Lebens ein Mindestmaß von Bindung oberstes Gesetz war? Trotzdem hätte jemand, der ohne klare Lösung eines freundschaftlichen Verhältnisses ein anderes begann, der die Treue und Freundschaft brach, der unwiderruflichen Verachtung aller Mitmenschen sich ausgesetzt. Irrig wäre es auch, zu glauben, daß bei der leichten Lösbarkeit solcher Verbindungen überhaupt keine nachhaltigen Beziehungen zustande gekommen wären. Die Menschen des Automatenzeitalters liebten nicht gerade den Wechsel, und oft genug knüpfte seelische Harmonie ein Band, welches dauerhafter war als die einstigen Fesseln von Staat und Kirche.

Auf ihrem Weg durch die Straßen der Stadt konnten Mi und Lu glauben, in einem Park zu lustwandeln, denn die Villen traten hinter den Bäumen und Sträuchern der Vorgärten zurück. Hin und wieder öffnete sich ein Ausblick auf grüne Rasenflächen, deren Monotonie durch geschmackvoll angeordnete und zusammengestellte Baumgruppen, durch einen Pavillon oder einen Springbrunnen gemildert wurde. Die Luft war rein, frisch und staubfrei, und niemand hätte gedacht, im Inneren einer Riesenstadt zu sein.

In kurzem Abstand folgte ihnen je einer ihrer Homaten. Wie jeder Bewohner von Automatenstadt eine Villa und ein Aero hatte, so rechneten auch zu seinem Inventar stets drei Homaten, von denen gewöhnlich einer zu Hause stationiert war, ein anderer seinem Herrn auf Schritt und Tritt folgte, während dem dritten meist die Aufsicht über das Aero oblag.

In einer Welt, in der alles ungewöhnlich ist und veränderte Voraussetzungen andere Gepflogenheiten schufen, konnte niemand erwarten, daß Benehmen und Gespräch zweier Liebenden denen einer anderen Zeit entsprochen hätten. Und wirklich war die Unterhaltung von Lu und Mi, während sie durch den Frühling dahinschritten, sachlich und gemessen, ruhig und frei von Leidenschaft, ohne

deshalb einer gewissen Wärme und gegenseitigen Zuneigung zu entbehren. Sicher fehlten aber dabei völlig jene ekstatischen Beteuerungen, Komplimente und Versprechungen, mit welchen einst der Verliebte die Gunst der Angebeteten erringen mußte. Das Weib war die Kameradin des Mannes, nicht sein Idol und nicht sein Spielzeug. Eine solche Einschätzung erschien den hochintelligenten Frauen jener Epoche ungleich wertvoller als alle läppischen und törichten Galanterien, als alle Ergebenheits- und Unterwürfigkeitsheucheleien des Mannes seit den Zeiten der Troubadours zusammengenommen, und sie erwiesen sich durchaus dieser Bewertung würdig. Wenn je die unberechenbaren Mächte des Schicksals Herr wurden über die sorgfältigen Maßnahmen des Menschen und das Leben eines Gefährten bedrohten, dann zeigte sich ausnahmslos, daß diesen Menschen, deren Wertschätzung des Lebens eine unbedingte, grenzenlose zu sein schien, Treue bis zum Opfertod keine leere Phrase war. Dann stand ein der Freund für die Freundin, die Freundin für den Freund.

Doch über all das verloren Mi und Lu kein Wort. Nachdem eine geraume Zeit ihre Studien und Forschungen das Thema ihres Gespräches gewesen waren, tauschten sie ihre Gedanken über die verschiedensten Dinge aus, berührten Weltanschauungsfragen nicht minder wie die Ereignisse des Tages, kamen auf Sport und Liebhabereien zu sprechen, und das alles mit der unausgesprochenen, vielleicht sogar unbewußten Absicht, festzustellen, ob sie zueinander passen.

Auf unerforschten Gebieten widerstreiten sich die Meinungen, aber wo alle Fragen gelöst, alles Erkennbare erkannt ist, braucht man keine Divergenz der Anschauungen mehr zu befürchten. Vieles, was noch zu Zeiten Watts, Siemens, Edisons heiß umstritten wurde, gehörte im Automatenzeitalter zu den Dingen der letzteren Art. Niemand wäre es eingefallen, die Existenz eines übernatürlichen Wesens, welches über den Kosmos herrscht, eines Gottes, zu behaupten, welche Vernunft und Erfahrung gleichermaßen widerlegen, niemand die einer Seele oder von Geistern und anderen Dingen metaphysischer Art. Was auf keine Art wahrnehmbar war, mithin übersinnlich ist, existierte für die Menschen des Automatenzeitalters nicht. Ihre Jugend erfuhr nichts von Spukgestalten und wußte nicht, was Gruseln ist. Die Menschen früherer Zeit wären wohl nicht wenig erstaunt gewesen, wie kühl, sachlich und einstimmig ihre Nachkommen urteilten über Angelegenheiten, um die einst der Kampf der Geister am heißesten entbrannt war. Aber sie hätten sich nur zu vergegenwärtigen brauchen, wie restlos vernichtend das allgemeine Urteil zu ihrer Zeit über die Hexenprozesse war, noch nicht hundert Jahre, nachdem die letzte vermeintliche Hexe verbrannt worden, um einzusehen, daß spätere Geschlechter manches als Torheit belächeln, als Verbrechen verurteilen, als Roheit lästern würden, was ihnen selbst noch vernünftig, rühmlich und edel erschienen war. Und so zählt im Automatenzeitalter zu den

ad acta gelegten Fragen auch der Nationalismus und seine traurigen Abkömmlinge, der Chauvinismus und der Militarismus, um so mehr, als im Denken dieser Generation an die Stelle der Vaterlandsliebe das höhere ethische Prinzip der Liebe zur Menschheit getreten war und ihnen für die genannten Verirrungen selbst das Verstehen fehlte, welches die Voraussetzungen für das Verzeihen hätte bilden können.

Die Wanderer gelangten nach etwa einstündigem Weg zu einer der zahlreichen Anlagen, welche als Parks, Haine oder Wälder von geringerer Ausdehnung Automatenstadt durchsetzten.

Alte Eichen, hohe Tannen überschatteten manchen Pavillon, manch lauschiges Plätzchen, und ihre Äste und Stämme knarrten, ihre Kronen neigten sich majestätisch gemessen, wenn der Wind durch ihre Zweige fuhr. Ein dichter, weicher Teppich von Moos bedeckte den Boden, undurchdringliches Unterholz, Farne und Heidekraut säumte den Weg. Düster, kühl und still war es hier, und die Sonne brach nur in vereinzelt Strahlen durch das Geäst und zauberte malerische Reflexe auf den Waldboden. Es war alter Wald.

Unweit einer Quelle, welche murmelnd aus bemoostem Felsen sprang, rasteten die beiden und nahmen Erfrischungen zu sich, welche ihnen die Diener von der nächsten Rohrpoststation besorgt hatten.

Still war der Wald. Nur manchmal rief ein Vogel, die Käfer schwirrten, und die Tannen rauschten. Von Menschen keine Spur. Lu hatte seinen Arm um die Schulter seiner neuen Freundin gelegt und küßte sie. – Dieses uralte Ausdrucksmittel der Liebe hatte auch im Automatenzeitalter nicht an Geltung und Wirkung verloren, ungeachtet aller Änderungen in den Beziehungen der Geschlechter: der zarte Kuß der Freundschaft, den Lu zuerst auf Mis Lippen drückte, der warme Kuß der Liebe, der bald folgen sollte, und der feurige Kuß des Begehrens, der nicht ausbleiben würde. –

Die Bäume des Waldes warfen bereits lange Schatten, als Mi und ihr Begleiter die Wanderung fortsetzten. An einem freien Platz angelangt, machten sie schließlich halt, um ihre Aeros radiotelephonisch herbeizurufen und sich nach Hause zu begeben, als Lu, einer Eingebung folgend, sich an seine Freundin wandte:

„Da weder Küsse noch Gespräche eine substantielle Kost sind, wollen wir das Abendessen nicht länger auf uns warten lassen, und es würde mich freuen, wenn du heute abend mein Gast wärest.“

Sie nahm gerne an, und erfreut versprach Lu, ihre Lieblingsgerichte auf die Tafel zu bringen.

„Wenn ich sie dir nenne“, neckte sie, „aber nein, ich lasse dich raten.“

„Ich werde sie sogleich radiotechnisch vorausbestellen: Geflügelsuppe mit Bordeaux, gebackenen Salm, Edisonpastete, gezuckerte Ananas mit Eis und Schlag-
sahne, dazu Moscato spumante . . .“

„Bravo!“ antwortete sie lachend, „fehlen nur die Kängurukoteletts und der Rio-de-Janeiro-Pudding. Und dabei habe ich heute infolge des opulenten Frühstücks meine zweitausendfünfhundert Kalorien bereits inne. Doch woher weißt du . . .?“

„Met hat sie mir verraten.“

Mi freute sich im Stillen über diese Aufmerksamkeit und sah es selbstverständlich an, daß sie sich bei nächster Gelegenheit durch eine ebensolche revanchieren würde. Laut sagte sie nur:

„Das war brav. Zur Belohnung einen Kuß.“

„Das ist mein Lieblingsgericht.“

Er rief nun sein Aero radiotelephonisch herbei, und dieses fand durch Anpeilen der Sendestelle mittels Rahmenantenne augenblicklich den Standort des Anrufenden. Mi dagegen dirigierte ihr Aero nach Hause, da ihr der Freund mit einem leichten Lächeln versicherte, daß es jedenfalls sehr spät werden würde.

Nach dem Abendessen rauchten sie noch ihre Zigarren im Garten, denn die Nacht war milde und lud zum Sitzen im Freien ein. Bunte Lampen warfen ihr Licht auf den Tisch und das Antlitz der beiden. Als die Zeit der Ruhe gekommen war, geleitete Lu seine neue Freundin in das Schlafgemach. Und sie folgte ihm mit der freudigen Unbefangenheit, welche die Frauen des Automatenzeitalters, die nie Mutter wurden, bei solcher Gelegenheit zu zeigen pflegten.

4. Kapitel

Automatenstadt

Es war an einem der folgenden Tage. Die Sonne stand bereits hoch am Himmel und goß ihre goldene Flut über Mis Villa aus, doch keiner ihrer leuchtenden Pfeile konnte die Schläferin treffen, in deren Gemach dank der kunstvollen Technik auch jetzt noch die Dunkelheit und Stille der Mitternacht herrschten.

Unhörbar verschoben sich plötzlich die Lamellen einer großen Irisblende an der Decke, und durch die entstandene tellergroße Öffnung fiel ein Strahl des Tageslichtes auf die Schlummernde. Gleichzeitig hallte eine Stimme durch den Raum:

„Es ist Zeit, Herrin!“

Mi seufzte, drehte sich einmal um sich selbst, dehnte sich behaglich und war sogleich wieder eingeschlafen. Da griff eine Hand nach ihrer Schulter, rüttelte sanft, und die gleiche Stimme sprach die gleichen Worte.

„Laß mich . . .!“ knurrte Mi ärgerlich.

Die Öffnung in der Decke hatte sich inzwischen allmählich, aber ununterbrochen vergrößert und ein rundes Fenster von vier Meter Durchmesser freigegeben, durch welches die ganze Lichtfülle des sonnigen Frühlingmorgens hereinströmte.

Der Diener, welcher den Befehl hatte, nicht nachzugeben, faßte nach der Bettdecke; ein kurzer Kampf entspann sich, in dem der Homat mühelos Sieger blieb. Aber Mi schlief ohne Decke weiter.

„Ich trage dich unter die kalte Brause, Herrin“, erschöpfte der getreue Famulus die tägliche Morgenunterhaltung mit seiner Gebieterin.

„Untersteh' dich!“ kam es zornig zurück.

Der Homat zögerte noch einen Augenblick, die angekündigte Belebungsart zur Anwendung zu bringen. Da fiel ihm etwas Neues ein.

„Es ist bereits halb zehn, Herrin, und dein Freund wird sogleich hier sein“, mahnte er.

Jetzt sprang Mi wie ein Gummiball hoch und kam auf ihre Füße zu stehen.

„Wahrhaftig! Er will um zehn Uhr kommen. Jetzt aber schnell!“

Und sie vollführte ihre Morgengymnastik mit einem Temperament und einer Behendigkeit, daß ein uneingeweihter Zeuge dieser Szene vor Verwunderung über den vermeintlichen wilden Freudentanz Mund und Augen aufgerissen hätte.

„Hom!“ befahl sie, außer Atem. „Schnell das Frühstück! Und sage den anderen, daß sie das Bad bereiten!“

Der Diener gab den letzten Teil des Befehls weiter und entnahm der Rohrpoststation des Zimmers das Frühstück, das er auf einem Tablett, zierlich geordnet,

seiner Herrin darbot. Auf einer spitzenbesetzten, weißen Decke blinkte kostbares Porzellan, goldgelbes Gebäck häufte sich in silbergeflochtenem Körbchen, und in mattsilberner Kanne dampfte der Kaffee. Eine geschliffene Kristallvase mit einigen Fliederstengeln ergänzte das gefällige Arrangement.

Linde Luft, gesättigt mit dem Duft blühender Sträucher, fiel jetzt durch breite Öffnungen dicht unterhalb der Decke und fächelte den letzten Rest von Verschlafenheit von Mis Stirn. Eine fast achtstündige Ruhe hatte ihren Appetit angeregt; sie schlürfte mit Behagen den Kaffee und knabberte an den Biskuits und dem anderen leichten Gebäck. Dann zündete sie eine der goldfarbenen kleinen Zigarren an, welche sie mit Vorliebe rauchte, und hüllte sich in eine Wolke würzigen Wohlgeruchs.

Ein Diener trat ein.

„Das Bad ist bereit, Herrin!“

Diese sprang gutgelaunt vom Lager auf. Mit einem Ruck öffnete sie den Reißverschluß ihres nilgrünen, seidenen Pyjamas, welcher der Sitte der Zeit gemäß aus einem Stück bestand, und schlüpfte heraus. Vor einen großen Wandspiegel tretend, musterte sie mit Wohlgefallen ihren makellosen Körper, während ein Mona-Lisa-Lächeln um ihre Lippen spielte; sie dehnte und wand sich.

Wahrlich, Venus selbst hätte neidisch werden können ob der Anmut dieser jugendfrischen, straffen Glieder. Aber weit besser als mit der üppigen, weichlichen Venus hätte man sie vielleicht mit der etwas herberen Schönheit Dianas verglichen.

Jetzt verließ sie, von dem Homaten gefolgt, eilig das Gemach und gelangte durch ein kurzes Tonnengewölbe in das Badezimmer.

Warme, von exotischen Düften erfüllte Luft schlug ihr entgegen. Die Diener standen bereit. Unbekleidet, um ihre Gewänder vor Nässe zu schützen, hätte man sie leicht für wirkliche, wohlgebildete Menschen halten können, und daran änderte auch nichts eine gewisse Kantigkeit der zweckbetonten Linienführung ihres Körpers. Es waren sozusagen stilisierte Menschen, und die Frage schien nicht unberechtigt, ob ihre körperliche Schönheit einem geläuterten Geschmack nicht in höherem Grade entsprochen hätte als der gewohnte Anblick des Menschen.

Mis Badezimmer war ein großer, zwölfeckiger Raum, von einer Kuppel überwölbt, deren leicht orangegefärbtes Kunstglas dem Licht auch an trüben Tagen einen sonnigen Ton verlieh. Von den mit Zierleisten aus Goldbronze eingefassten Wandflächen waren acht mit dünnen polierten Malachitplatten bekleidet, während die vier übrigen von großen Facettspiegeln ausgefüllt wurden. Den Bodenbelag bildeten weinrote, glasierte Fliesen, welche fast fugenlos aneinandergereiht, sich noch eine Handbreit die Wände hinaufzogen. Ihre Monotonie wurde durch einen eingebrannten goldenen Stern gemildert. Über diese Fliesen zogen sich

automatische Läufer, – endlose, also in sich selbst zurücklaufende, mechanisch bewegte Bänder – welche unter dem Boden eine Trocken- und Reinigungsvorrichtung passierten und sich in der Stunde um einige Dezimeter, also für das Auge unmerklich, fortbewegten. Die Heizung des Raumes wurde durch Warmluft bewirkt, welche zuerst unter dem Fußboden hindurchströmend diesen angenehm erwärmte, um dann dicht über demselben durch Öffnungen, die mit Gittern aus Goldbronze überdeckt waren, in den Raum einzutreten. Auf gleiche Art waren die Aussparungen im oberen Teil der Wände verkleidet, durch welche die feuchte Luft abströmte, und der ungewöhnlich große Querschnitt dieser Öffnungen gewährleistete eine treffliche Ventilation ohne merklichen Luftzug.

In der Mitte des Badezimmers vertiefte sich der Boden zu einem geräumigen Bassin, zu welchem vier Stufen hinabführten. Als Mi eintrat, war es bereits mit Wasser von achtzehn Grad gefüllt, dessen erfrischende Wirkung sie für das Morgenbad liebte, und eine automatische Vorrichtung hielt diese Temperatur beliebig lange konstant.

Mi eilte auf dem Läufer entlang, der von der Türe zur Wanne führte, und trat auf eine dicht über dem Boden sich langsam drehende Scheibe. Während sie ihre Zigarre weiterrauchte, beeilten sich die Homaten, sie einzuseifen, was vermittels schnellrotierender Bürsten, welchen durch den Stiel verdünnte Seifenlösung zugeführt wurde, geschah, so daß Mi im Nu vom Hals bis zu den Füßen in Schaum gehüllt war. Aus dem schneeigen, duftenden Weiß schimmerte der lichte Bronzeton ihrer Haut, als sie zur Wanne eilte.

Sie tauchte ihren Körper in das laue, leicht parfümierte Wasser und verweilte einige Minuten in demselben. Dabei rauchte sie ihre Zigarre zu Ende. Nachdem sie den Rest derselben in eine Aschenschale geworfen, welche ein Diener, durch den Blick ihrer Augen gelenkt, herbeigebracht hatte, entstieg sie dem Bade. Sie wurde von einem der Homaten mit kühlem Wasser abgebraust, betrat dann erneut die rotierende Scheibe, um von den beiden anderen vermittels an Saugvorrichtungen befestigter Schwämme vorgetrocknet zu werden, während der erste inzwischen aus einem geheizten Wandschrank den angewärmten Bademantel herbeiholte. Rasch war sie völlig trockengerieben und nahm auf einem verstellbaren Sessel Platz, welcher nach Art eines Ruhestuhls auseinandergeklappt war. Zwei der Homaten begannen sie sanft zu massieren, als ihre Herrin sie launisch zu beherzterem Zugreifen aufforderte. Bald aber entwand sie sich lachend den herkulischen Fäusten.

Ein Hebeldruck veränderte die Form des Sessels, und die drei Diener vollendeten miteinander wetteifernd die Körperpflege ihrer Herrin, der eine das Haar trocknend und ordnend, der zweite die Hände, der dritte die Füße mit silbernen Instrumenten bearbeitend.

Erfrischt und in heiterster Stimmung lief Mi in das Tonnengewölbe, welches zum Schlafzimmer zurückführte. Ein Befehl – und sofort griffen mechanische, federnde Arme aus den Wänden nach ihr, sie wurde gehoben und gedreht, mit sanfter, aber unwiderstehlicher Gewalt, und ehe man sich's versah, verließ sie fertig angezogen die in dieser Etage gelegenen Räumlichkeiten.

Die an technische Wunder gewöhnten Zeitgenossen Mis fanden bei einer solchen Art des Ankleidens und – wie gleich auch gesagt sei – des Auskleidens durchaus nichts Verwunderliches. Wie beschaffen nun der Mechanismus dieser Einrichtung auch war, es lohnt sich nicht, darauf einzugehen. Genug, daß jeder, der die Psyche jener Menschen kennt, weiß, daß sie sich mit keinem Kompromiß zufrieden gegeben, daß sie nicht gerastet hätten, bis ein hoher Grad von Vollkommenheit bei diesen Maschinen erreicht war. Daß der Mensch des Automatenzeitalters eine Vorrichtung besaß, vermittlel welcher er innerhalb einer Viertelminute an- oder ausgekleidet wurde, war für ihn geradezu eine Prestigefrage, die ihm nicht weniger wichtig erschien als dem Angehörigen einer früheren Epoche seine Pflichten und Rechte. In der Tat, täglich Minuten, im Laufe des Lebens Wochen, ja Monate auf solch profane Arbeit zu verwenden, wäre ihm unwürdig und eine Welt, auf der dies unvermeidlich, wäre ihm nicht als die beste aller möglichen erschienen, zu er doch diesen Planeten zu machen bemüht war.

Jedenfalls betrat Mi genau um zehn Uhr ihr Empfangszimmer, um dort ihren Freund zu erwarten.

Von des Uralgebirges langer Kette bis zu den schneebedeckten Gipfeln der Pyrenäen breitet sich ein gewaltiges Tiefland aus, von zahlreichen Flüssen durchströmt, von vielen Seen durchsetzt, im Norden vom Meere begrenzt, eine große Ebene von mehr als viertausend Kilometer Länge und stellenweise über tausend Kilometer Breite. Wer durch dieses Gebiet reist, sei es von Osten nach Westen, sei es von Norden nach Süden, der nimmt als dominierenden landschaftlichen Eindruck den eines ungeheuren, monotonen Flachlandes mit sich, in dem Erhebungen irgendwie beachtenswerter Art völlig mangeln. In seinem nordöstlichen Teil von rauherem, kontinentalem Klima, mildern sich die Extreme stetig bis zu dem ozeanisch gemäßigten Klima der golfstromgeheizten atlantischen Küsten. Wohl mehr als irgendein anderes Gebiet der Erde ist es für den dauernden Sitz hoher Kultur prädestiniert durch das Fehlen zerstörender Mächte, sowohl der unterirdischen Gewalten, der Erdbeben und Eruptionen, wie auch der Schrecken der Atmosphäre, der Orkane und Wirbelstürme

In der letzten großen Eiszeit in weitestem Ausmaß vergletschert, war zwei- bis dreitausend Jahre vor dem Zeitraum, den man das Automatenzeitalter zu nennen pflegt, dieses Areal bestanden von unermeßlichen, dichten Wäldern, wie noch

heute der nördliche Teil von Skandinavien und Finnland und der größte Teil von Kanada. Später als andere, von der Natur mit warmem, fruchtspendendem Klima gesegnete Länder der Erde ward es Sitz der Zivilisation, erreichte aber darin, als Fortschritte des Verkehrs und des Wohnwesens die Menschen immer unabhängiger vom Klima gemacht hatten, eine nicht geringere Höhe. An seinen Flüssen reihten sich Städte, Industrien blühten in seinen Niederungen, von seinem Boden ergriff die Landwirtschaft Besitz und rang ihm Lebensmittel und andere Nutzwerte für die Scharen seiner Völker ab. –

Längst aber hatte sich das Schicksal der vergänglichen Werke jener Generation erfüllt. Ihre Städte waren nicht mehr, nicht mehr die Villen und Schlösser, die Museen, die Straßen, Brücken, Kanäle und Denkmäler, nicht mehr das Schienennetz ihrer Bahnen und ihre Kraftwerke. Eine neue, größere Kultur war aufgeblüht.

Denn in der Zeit, in der diese Geschichte spielt, dehnte sich in der Ebene von der Seine bis jenseits der Oder eine einzige ungeheure Stadt aus, welche mit zweihundert Millionen Bewohnern die ganze damalige Menschheit beherbergte. Das Areal dieser Riesenstadt zog sich hin über Länder, welche früher die verschiedensten Völker bewohnt hatten. Auf diesem ganzen Gelände waren alle, auch die kleinsten Erhebungen, welche die Natur noch dort belassen hatte, verschwunden, das ganze Gebiet war nivelliert, alle Moore und Sümpfe ausgetrocknet, die Flüsse und Ströme gefaßt, reguliert und gleichmäßig verteilt. Inmitten stiller, schöner Gärten, getrennt durch schnurgerade, teilweise mit Säulengängen überdachte Straßen von unabsehbarer Länge, lagen die Villen jener glücklichen Menschen, welche zu jener Zeit Herren der Erde waren, die, bar alles Gemeinen, ledig der Arbeit, frei von Zwang, dabei von Adel der Gesinnung und Könige ihres Tuns, das Leben in Freude und Schönheit genossen.

Die Konzentration der Menschen in großen Städten hatte in Zeiten aufblühender Kultur stets eine wachsende Tendenz aufgewiesen. Schon das Altertum kannte solche Menschenanhäufungen von recht ansehnlicher Größe – man braucht sich nur an Babylon, Persepolis, Theben und Rom zu erinnern –, aber erst im zwanzigsten Jahrhundert wurde die Millionenzahl in immer häufigeren Fällen und in stets wachsendem Ausmaß überschritten. New York, damals die größte Stadt der Welt, wies bereits im ersten Viertel jenes Jahrhunderts rund sechs Millionen Bewohner auf und erstreckte sich über einen Flächenraum von nicht weniger als achthundert Quadratkilometer. Wohndichte und Geländeausnutzung hatten abnorme Werte angenommen.

Die immer vollkommener werdenden Verkehrsmittel änderten aber in der Folgezeit dieses Bild; es trat eine wachsende Expansion aus dem Bannkreis der City ein, und die Menschen, welche tagsüber daselbst ihrer Beschäftigung nachgegangen waren, zogen es vor, ihren Wohnsitz auf freierem Gelände zu nehmen.

Die Zahl der Vororte wuchs, die Ausdehnung der Städte nahm zu, über ein immer größer werdendes Areal spannte sich ihr Gebiet. Der Boden, der Landwirtschaft größtenteils entzogen, gewährte nur noch einem unbedeutenden Teil der Bevölkerung Nahrung, und die Kulturvölker waren fast ausschliesslich auf die Produkte fremder Erdteile angewiesen.

Damit hatte jene Entwicklung ihren Anfang genommen, welche im Automatenzeitalter zur Vollendung gediehen war.

Alle Menschen vereint in einer großen Stadt! Welcher Träumer früherer Epochen hätte einen Plan von solcher Kühnheit in seiner Phantasie entstehen lassen? Dem nüchternen Beobachter aber ist es noch immer aufgefallen, daß das Leben kühnere Gebilde reifen läßt als das Gemüt des Dichters.

Die Vereinigung aller Menschen in Automatenstadt hatte zur Voraussetzung gehabt die restlose Versöhnung aller Völker und Rassen und die Besiegung aller Vorurteile, welche – vor dem Jahr zweitausend noch außer dem Bereich der Möglichkeit erscheinend – spätere Geschlechter zu verwirklichen gewußt und die das Aufgehen der verbliebenen Reste sämtlicher durch die Berührung mit der Kultur stark reduzierten anderen Rassen in den Europäiden, die Verschmelzung zu einer Mischrasse, zur Folge gehabt hatten.

Als die Dinge soweit gediehen waren, daß sich alle Menschen Bruder nannten, konnten die Früchte der Erkenntnis reifen, welche wirtschaftlichen Vorteile und organisatorischen Möglichkeiten eine ausnahmslose Zentralisierung der Menschheit bot. Nach vorbereitenden Arbeiten von wenigen Jahren Dauer legte am 1. März des Jahres 2292 Rön, der geistige Urheber dieses Zentralisierungsgedankens, im Besitze der Vollmachten des Zentralrates der Menschheit und gebietend bereits über die Mittel einer gewaltigen Technik wie über Millionenheere von Homaten, den Grundstein von Automatenstadt.

Die Häuser dieser Metropole wurden in tausend wesentlich voneinander verschiedenen Typen hergestellt, zwischen denen die Bewohner nach Belieben wählen konnten und zu denen noch die Kombinationen kamen, welche durch andere Wahl der Farbe und des Materials entstanden. Wenn auch, einer gewissen Mode-laune auf diesem Gebiete folgend, einzelne Varietäten bevorzugt wurden, so war doch die Zahl der Typen so groß, daß sich keine Monotonie des Straßenbildes bemerkbar machte. In ihrer Linienführung wurden sie samt und sonders von dem Gesetz der Zweckmäßigkeit beherrscht, und wenn auch die Ausgeburten bizarrer Launen nicht fehlten, hätte man doch vergeblich nach der Fülle der Zieraten gesucht, welche die Bauten des Barocks und der Renaissance kennzeichneten. Form, Farbe und Material waren die drei Elemente, aus welchen die Baumeister des Automatenzeitalters gestalteten, nicht aber menschliche Arbeitskraft. Die

Gerade unter Betonung der Senkrechten, Wahl und Anordnung der Flächen in trefflichem Zusammenspiel, fließende Linien von unerhörtem Schwung, Kühnheit, Grazie und Wucht variiert waren die Kennzeichen ihres Schaffens. Und sie verstanden es, die Mittel ihrer Zeit zur Geltung zu bringen. Ihre Farben waren nicht nur feurig, rein und beständig, sie waren auch mit den vollkommenen Leuchtfarben untermischt, welche die Technik bot, und wirkten bei Nacht noch reizvoller als bei Tag. Es war ein unbeschreiblicher Genuß, eine Aufeinanderfolge immer neuen Entzückens, in einer Frühlingsnacht durch die Straßen zu schreiten, wenn die Häuser in den herrlichsten Farben aus dem lichten Grün der Gärten strahlten.

Nicht ohne Grund hatte man Automatenstadt in einem Flachland errichtet, denn nur ein solches bot die Bedingungen für das Arbeiten der riesigen Maschinen, die man zu den Planierungsarbeiten, der Anlegung von Straßen und zur Montage der in Serien hergestellten Häuser verwendet hatte.

Der Form des europäischen Tieflandes an dieser Stelle entsprechend, nahm Automatenstadt die Fläche eines langgestreckten Rechtecks ein, etwa fünfmal so lang als breit. Irrig wäre es freilich, zu glauben, daß diese geometrische Form genau eingehalten wurde. Vielmehr zog es sich, dem Lauf der Küste in gewissem Abstand folgend, vom zweiten bis zum fünfzehnten Längengrad hin und erstreckte sich immer nur so weit ins Innere, als das Flachland reichte.

Zur Kennzeichnung der Häuser wie der Bewohner hatte man ein besonderes Koordinatensystem geschaffen, indem man die lange Seite des Rechteckes in zwanzig durch Buchstaben, die schmale Seite in zehn durch die Ziffern Null bis Neun bezeichnete Abschnitte teilte. Die sich ergebenden zweihundert Rechtecke wurden nun weiter unterteilt, jede Seite in zehn mit Ziffern gekennzeichnete Strecken. Indem diese Einteilung und Numerierung dann noch zweimal wiederholt wurde, erhielt man zweihundert Millionen Parzellen, von denen jede einem einzelnen Grundstück, das heißt einem Wohnhaus mit Garten, entsprach. Die Fläche eines solchen berechnet sich demzufolge leicht zu tausend Quadratmeter, und wenn man die Straßen berücksichtigt, blieben dafür doch noch siebenhundertfünfzig Quadratmeter übrig. Das war der Grundbesitz, den jeder Bewohner Automatenstadts sein eigen nannte. Und war derselbe nicht groß, so konnte sich jeder damit trösten, daß keiner mehr besaß, auch nicht einen Quadratmeter.

Das Kennzeichen oder Symbol eines Anwesens bestand also aus einem Buchstaben und sieben Ziffern; beispielsweise war das von Lus Villa T9 17 32 50.

Wir wissen bereits, daß zu jener Zeit Namen nicht gebräuchlich waren, außer den Rufnamen. Statt Name und Adresse fungierte das Symbol, bei dessen Kenntnis es leicht war, Villa und Bewohner derselben ausfindig zu machen. Dieses

Symbol nannte man sich beim Bekanntwerden, wie man sich einst Namen und Titel genannt hatte. Das ganze Bezeichnungssystem war so einfach, daß es jeder sofort behalten mußte, und es war unmöglich, sich – wie es einst in den viel kleineren Städten der Fall war – nicht zurechtzufinden.

Es leuchtet ein, daß jemand sein Symbol wechseln mußte, wenn er eine andere Villa bezog, ein Fall, der selten eintrat.

Was man aber auch gegen dieses System mathematischer Registrierung einwenden könnte, das ist alles belanglos gegenüber der Tatsache, daß die ferntechnischen Einrichtungen Automatenstadts, wie Rohrpost, Telephon und Fernkino, es erforderten. In der Ausdrucksweise früherer Zeiten könnte man sagen, daß die Telephonnummer an Stelle des Namens getreten war, ohne damit freilich die Vorteile dieses Bezeichnungssystems für die Bewohner Automatenstadts annähernd zu umfassen.

Doch wenden wir uns nach dieser Abschweifung wieder den Wohnungen selbst zu. So ungewöhnlich auch das Äußere der Villen vielfach war und so abweichend vom Althergebrachten, so eigenartig es auch berühren mochte, daß sie stets nur von einer Person bewohnt wurden, so bestand doch das, wodurch sie sich gänzlich von allem vorher auf diesem Gebiet Dagewesenen unterschieden, in ihren technischen Einrichtungen. Diese waren so dominant, daß man die Häuser nicht ohne Grund als Wohnmaschinen oder Wohnautomaten hätte ansprechen können. Wenn auch die zahlreichen Apparate und maschinellen Hilfsmittel nicht als solche in Erscheinung traten, sondern durch Einbau oder stilgerechte Umkleidungen dem Auge entzogen waren, so beherrschten sie doch alles Geschehen, umgaben dienstbereit alles Tun und Lassen des Bewohners. Ohne dessen Willen drang nichts von außen ein, machte sich kein Einfluß irgendwelcher Art geltend, weder Wärme noch Kälte, weder Wechsel der Helligkeit noch Lärm, weder Nässe noch Staub, noch Krankheitserreger. Für ihn wahrlich hatten aufgehört Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht. Unabhängig von den Erscheinungen, welche Kreislauf und Rotation der Erde hervorbringen, war man in einem solchen Hause versorgt und behütet wie das Kind unter dem Herzen der Mutter. An die Anlagen für Luft, Wasser und Elektrizität durch Leitungen, an die Zentralküche und das Warenhaus durch die Rohrpost, an die Zentralen der geistigen Bedürfnisse, der Unterhaltung, des Wissens und der Kunst, durch ferntechnische Einrichtungen angeschlossen, war es ein Buen Retiro im wahrsten Sinn, war es das Wohnhaus, wie es sein sollte, mit seiner stillen Abgeschlossenheit geeignet, durch ihre Werke der Menschheit größte Geister zu sich reden zu lassen, schöpferisch tätig zu sein, auf welchem Gebiet der Kunst und Wissenschaft es immer sei, oder in abwägender Betrachtung Klarheit über die Dinge des Lebens zu gewinnen.

So diente es dem Menschen, wahrte Ordnung und Sauberkeit, sorgte für sein Wohlergehen und seine Behaglichkeit besser als ehemals der treueste Hausgeist – ohne eine Spur von Mitwirkung des Bewohners. Betreut von den willfährigsten Dienern der Technik, der Elektrizität und der Automatisierung, war er jeder Mühe und Arbeit enthoben. Denn in diesem Hause war alles mechanisch und automatisch, das Bett nicht minder wie die Vorrichtung zum An- und Auskleiden, Läufer und Teppiche, der Aufzug, das Bad, die Sicherheitsvorrichtungen, die Einschaltung der Beleuchtung, das Öffnen der Türen, die Regulierung der Heizung und anderes. –

Die Isolation der Häuser gegen Geräusche und Kälte erreichte man durch doppelte Wände aus nicht porösem Material mit luftleerem Zwischenraum und durch ebensolche Fenster, sogenannte Dewarwände, beziehungsweise Dewarfenster. Die Lüftung erfolgte nicht wie seit alters üblich durch Öffnen der Fenster, sondern ausschließlich durch künstlich zugeführte und der Jahreszeit entsprechend angewärmte oder abgekühlte Luft. Die Frischluft wurde durch Filtration von Staub, durch Ozonisierung von Krankheitskeimen befreit. Von diesen beiden Anforderungen war die der Staubfreiheit bei weitem die wichtigere, denn die Luft in der Gartenstadt war hinlänglich bazillenfrei. Dagegen war ein auch nur geringer Staubgehalt, weil Reinigungsarbeit verursachend, den Menschen des Automatenzeitalters unerträglich, und auf der Erkenntnis fußend, daß man die menschliche Unfreiheit vermindert, wenn man die Menge der Alltagsarbeit reduziert, war Arbeitersparnis für die Baumeister, wie für alle auf dem Gebiet der Technik schöpferisch Tätigen, oberstes Gesetz.

Um innerhalb der Wohnräume eine Luftbewegung zu ermöglichen, einen Austausch der verbrauchten Luft gegen frische, trat letztere mit einen für den Bewohner ganz unmerklichen, durch empfindliche Instrumente geregelten Überdruck ein, das heißt, es wurde etwas mehr Luft zugeführt als entweichen konnte. Die Gepflogenheit, das Innere der Villa unter einem geringen Überdruck zu halten, gab gleichzeitig ein Mittel an die Hand, einem unbefugten Eindringen auf anderem als dem normalen Weg vorzubeugen. Durch ein zerbrochenes Fenster hätte sich sofort der Überdruck ausgeglichen, und es wären dadurch Meldevorrichtungen in Tätigkeit gesetzt worden. War nun sowohl wegen der moralischen Qualität der Menschen im Automatenzeitalter als auch wegen der Beseitigung aller Vermögensunterschiede ein in verbrecherischer Absicht unternommener Einbruch zweifellos ein außerhalb der zu berücksichtigenden Möglichkeiten liegendes Geschehnis, so galt doch nach wie vor der Grundsatz, das Verbrechen zu verhüten, indem man es unmöglich macht. Und es unmöglich zu machen, dazu fehlten die Mittel nicht.

Im Widerspruch hierzu schien zu stehen, daß es allgemein üblich war, das Tor

der Villa unverschlossen zu lassen, so daß jedermann zu dem Vorraum und dem mit ihm durch eine Drehtüre verbundenen Meldezimmer ungehindert Zutritt hatte. Diese beiden Räume mußte jeder Besucher passieren, gleichviel, ob er zu Fuß ankam oder ob er mit dem Aero oder dem Soleno – einer analog der elektrischen Rohrpost konstruierten Stadtbahn – eintraf. Dem weiteren Vordringen in das Innere des Hauses bot jedoch eine stets verschlossene akustische Türe Halt. Ehe die Anmeldung erfolgt war, öffnete sie sich keinem Besucher, der das Schlüsselwort nicht kannte, welches diese Türe aufspringen ließ. Die metallenen Schlüssel, die jahrtausendlang diesem Zweck gedient hatten, waren also im Automatenzeitalter, in dem man der Energie an Stelle der Materie den Vorzug gab, außer Gebrauch gekommen. Erwägt man noch, daß fast stets wenigstens einer der Homaten in der Villa verblieb, so wird man hinreichend überzeugt sein, daß in dieser verbrechenlosen Zeit der Sicherheit des Hauses und seines Bewohners mehr als nur Genüge getan war.